45

hh 3/h

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/zurseeerzhlungfr01hers

Ausgeführt in Stich u. Druck d. G. J. Manz'schen Kunst-Verlag.

Herchenbach, Zur See

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg

Zur See.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1874.

Das Ueberſetzungsrecht behält ſich der Verfaſſer vor.

KBR
Tant
#132

I.

„Wohin denn nun?" fragte mein Freund, als die Zeit der Herbstferien nahte. „Eine Reise werden wir doch wohl in diesem Jahre machen?"

„Natürlich, mein Freund," gab ich zur Antwort, „aber da das Wetter so ausgezeichnet schön ist, wie seit langen Jahren nicht, so denke ich, daß wir auch einmal unsere Frauen mitnehmen und uns mit einem kürzeren Ausfluge begnügen."

Die lieben Weibchen hatten kaum von diesem Projecte gehört, als sie für die Ausführung desselben Feuer und Flamme waren. Wenn es von ihnen abgehangen hätte, so wären die Schulen schon gleich geschlossen worden. Da das aber nicht anging, so verbrachten sie die Zwischenzeit mit Berathungen über ihren Anzug und den Kleidervorrath, den sie nothwendig mitnehmen müßten. Das war ein äußerst wichtiges Kapitel, welches ihre Gesichter häufig in ernste Nachdenkfalten zog.

„Du," sagte mein Freund eines Tages, „hast Du den großen, schwarzen Koffer gesehen?"

Ich nickte und fragte: „Was soll's?"

„Was es soll? Unsere Frauen wollen denselben mitnehmen, und sie haben ihn bis unter den Deckel voll Garderobe gepackt! Dieses Ungeheuer, hinter dem sich ein Bierbrauerknecht gemächlich verbergen kann, wird reichlich so viel Kosten verursachen, wie ein Mensch, und dazu kommt noch die Plackerei auf allen Stationen.

Wir werden uns ein wenig nach dem Koffer richten und sorgen müssen, daß wir überall nahe am Wasser und auf der Eisenbahn bleiben."

Offen gestanden war mir der große Koffer auch nicht angenehm, denn ich hatte meine größten Reisen immer mit kleinem Gepäck gemacht und mich ganz wohl dabei befunden, aber die Sache ließ sich nicht ändern, ohne unsere Weibchen ganz unwirsch zu machen. Wir mußten nun einmal in den sauern Apfel beißen und noch süße Miene dazu machen.

Unserer Verabredung gemäß wollten wir in's Nahethal und von Kreuznach aus kleine Fußtouren in die Umgegend machen. Unsern Frauen gefiel es ganz besonders, daß in Kreuznach der eigentliche Stapelplatz sein sollte, denn dort hatten sie Gelegenheit, viele Leute zu sehen und nebenbei ihre Garderobe bewundern zu lassen. Also wurde des Morgens nach dem Schlusse der Schule ein Dienstmann mit einem Handwagen requirirt und wir schoben dem Bahnhofe zu.

Da wir viel zu frühe kamen, so trafen wir nur einen einzigen Reisenden, einen Mann mit sonnenverbranntem Gesichte und markigen Zügen, welcher in der frühen Morgenstunde schon einem gebratenen Huhne und einer Flasche Madeira zusprach.

Wir grüßten und er dankte verbindlichst. Wenige Worte reichten hin, um gegenseitig Gefallen an einander zu finden. „Darf ich fragen, wohin Sie reisen?" fragte er.

„Wir machen eine kurze Vergnügungstour," gab ich zur Antwort, „und beabsichtigen nur, im Nahethale die Natur und frische Luft zu genießen."

„Ich habe eigentlich gar kein bestimmtes Ziel," entgegnete er, „sondern streife nur so etwas in Deutschland herum, bis ich wieder zu Schiffe gehe. Würden Sie mir wohl erlauben, daß ich mich Ihnen anschließe?"

„Warum nicht?" gab ich zur Antwort; „da Sie vom Schiffe sprechen, so nehme ich an, daß Sie ein Seemann sind. Sie werden uns ein angenehmer

Reisegesellschafter sein und uns Manches erzählen können.

„Monate lang," sagte er lächelnd, „denn ich habe viel erlebt und viel durchgemacht. Mein Name ist Heinz Werner und ich bin Capitän zur See."

Nachdem ich meinen Freund Franz Blümeling, seine Frau Eva, mich selbst und meine Frau Elise vorgestellt hatte, war die Bekanntschaft eingeleitet und ich versprach mir viel Gutes davon.

Nach und nach füllte sich der Wartesaal und endlich schlug die Stunde der Abfahrt. Der Perron wimmelte von Menschen, Gepäck und Packträgern, und unser großer schwarzer Koffer machte uns so viel Umstände, daß wir nur mit genauer Noth einen bequemen Platz bekamen. Die Locomotive pfiff und fort ging's nach Deutz.

Gleich machte ich schon einige Versuche, um aus dem Capitän Etwas von seinen Erlebnissen herauszupressen, aber das Stoßen und Rasseln des Zuges machte zu meinem Verdrusse eine geregelte Unterhaltung unmöglich und das Gespräch beschränkte sich darauf, daß ich ihm die Namen der Orte, welche wir passirten, nannte und das Bemerkenswertheste aus Gegenwart und Vergangenheit daran knüpfte.

Wo meine Kenntnisse nicht reichten, da half Franz Blümeling aus und Eva und Elise warfen mitunter auch ein Wörtchen dazwischen.

Ein kurzes Stündchen und wir befanden uns in Deutz. Mit Rücksicht auf den schwarzen Koffer und das schöne Wetter machte ich den Vorschlag, von Deutz bis Bingen auf dem Dampfschiffe zu fahren. Damit waren Alle einverstanden, und wir wanderten auf den „Prinzen Karl" zu, wo der Dampfer Humboldt zur Abfahrt bereit lag. Bald fuhren wir den blauen Strom hinauf und hatten uns recht behaglich in der windfreien Seite der Cajütentreppe eingerichtet. Da ich jetzt wieder auf das Erzählen zurückkam, so erklärte

er sich bereit, seine ganze Lebensgeschichte vor uns aufzurollen und begann sogleich damit:

„Den größten Theil meines Lebens habe ich auf dem Wasser und fern von der Heimath zugebracht, bin aber von Hause aus ein Deutscher und zwar aus dem Hönne-Thal auf der rothen Erde. Mitten auf dem Weltmeere und im fernen Afrika ist mir das schöne Thal mit seinen prächtigen Bergen und blauen Bächen recht oft in den Sinn gekommen und manchmal habe ich ein unbezwingliches Heimweh nach der kleinen Hütte empfunden, die nicht weit vom Schloß Menden an den Berg gelehnt ist.

Mein Vater war ein Bergmann; er fuhr mit Tagesanbruch in den Stollen oder den Schacht und kam erst am späten Abend, wenn ich schon zu Bette war, nach Hause. Da meine Mutter streng darauf hielt, daß ich frühe schlafen ging, so bekam ich ihn eigentlich nur des Sonntags zu sehen, wenn er seinen blauen Tuchrock anhatte. Dann gingen wir zusammen nach Menden in die Kirche und von dort zum Cassirer des Bergwerkes, der ihm den Lohn für die ganze Woche auszahlte.

Am Nachmittage wurde das Haus zugeschlossen, und wir machten dann immer einen weiten Spaziergang, bald nach Hemer Oese, bald durch das Ruhrthal nach Wimbern und Neheim, und einmal sogar nach Schloß Herdringen. Die Mutter hatte eigentlich keine große Liebhaberei an solchen weiten Gängen, aber da der Vater die ganze Woche unter der Erde lebte, so brachte sie gern das Opfer, damit er am Sonntage im Sonnenlichte wandeln und sich an Wald, Wiese und Berg erfreuen konnte.

Für mich waren diese Ausflüge unbeschreiblich entzückend, denn ich liebte schon damals das Wandern und lauschte mit großem Vergnügen auf die Erzählungen meines Vaters, denn er kannte eine Menge Geschichten von Raubrittern, Zwergen, Riesen und Wald-

frauen, und er wußte sie so schön zu erzählen, daß man gar nicht müde wurde, ihm zuzuhören.

Eines Sonntags wandelten wir über den bunten Blumenteppich der schönen Wiesen bei Schloß Herdringen und stiegen langsam den Berg hinauf, um einen Blick auf das neugebaute Schloß zu thun. Da oben traf ein Herr aus Arnsberg mit uns zusammen, der mit dem Grafen bekannt war und in Folge dessen durch Schloß und Garten wandern durfte. Er nahm uns mit und zeigte uns Alles mit größter Freundlichkeit. Als wir auf dem Rückwege wieder in Neheim angekommen waren, blieb Herr Zoppmann stehen und sprach zu meinem Vater: „Mir deucht, Herr Werner, daß Sie da unten an der Hönne eigentlich ein recht erbärmliches Leben führen. Den ganzen Tag unten in der Erde umherwühlen, das ist kein Spaß und nur erträglich, wenn man einen ausreichenden Lohn bekommt."

„Aber die Löhne stehen nun einmal nicht höher," antwortete mein Vater; „was ist da zu machen?"

„Ich wüßte etwas Anderes für Sie," fuhr Zoppmann fort. „Durch Zufall habe ich im Schürenholze bei Arnsberg eine alte verlassene Eisensteingrube entdeckt, in deren Stollen so viel Galmei liegt, daß diese allein schon einen großen Gewinn giebt; dann steht aber auch in der Tiefe der Stollen ein schöner Eisenstein so mächtig an, daß sich ein großes Geschäft darauf gründen läßt."

„Aber wenn so viel Galmei vorhanden ist, und außdem noch Eisenstein, so begreife ich nicht, warum die Gruben nicht länger ausgebeutet worden sind," sagte mein Vater.

„Wer weiß, wie viel Jahrhunderte seitdem verflossen sind und welche Ursachen zusammengewirkt haben. Solcher alter Bergwerke giebt es ja in Massa, und die Alten haben den Werth der Galmei gar nicht gekannt. Gehen Sie mit hinüber und befahren Sie die Gruben, um selbst zu sehen, was daran ist. Gefällt Ihnen die

Sache, so stelle ich Sie mit dem dreifachen Lohne, den Sie jetzt verdienen, als Steiger an. Morgen, oder wenn Sie wollen, auch in der Nacht, lasse ich Sie und die Ihrigen in meinem Wagen nach Hause bringen."

Mein Vater hatte keinen rechten Trieb dazu, aber die Mutter, welche mit dem geringen Wochenlohn alle Bedürfnisse bestreiten mußte, meinte, ansehen könne man ja doch das alte Bergwerk einmal.

Also wanderten wir hinüber nach dem Schürenholze. Es war schon Abend, als wir daselbst ankamen, aber das verschlug für die Besichtigung des alten Bergwerks Nichts. An einer Felsenwand, die früher mit Geröll verschüttet gewesen war und die Zoppmann durch einen Zufall bloßgelegt hatte, befand sich eine verschlossene Thür. Zoppmann öffnete sie, zündete Lichter an und schritt voraus, und wir folgten mit unsern Lampen. Fast zwanzig Minuten lang gingen wir durch einen breiten Stollen, dann gelangten wir an große Haufen von Galmei, welche mein Vater aufmerksam prüfte und sein Urtheil dahin abgab, daß sie von hohem Werthe sei. An den langen Galmeihaufen vorbei gelangten wir an eine Stelle, wo mehrere Gänge mündeten und fanden zuletzt auch das Eisenerz, welches in solcher Mächtigkeit anstand, daß mein Vater ganz entzückt war und sich sogleich bereit erklärte, in Zoppmann's Dienste zu treten.

Vater blieb gleich in Arnsberg und Mutter und ich bewerkstelligten in einigen Tagen ebenfalls den Umzug. Die ersten Wochen lebten wir recht glücklich, denn es fehlte uns Nichts, wir konnten im Ueberflusse leben; aber dieses Glück sollte auf eine schreckliche Weise enden. Mutter pflegte dem Vater das Mittagessen in die Grube zu bringen, denn es gab sehr viel zu thun, und er mußte beständig zugegen sein, damit der Abbau auf eine verständige Weise betrieben wurde.

Eines Tages blieb sie so lange aus, daß ich ihre Rückkehr nicht abwarten, sondern nach Arnsberg in die

Schule gehen mußte. Als ich Abends heimkam, war Mutter noch immer nicht zurückgekehrt und Niemand hatte sie gesehen. Das war mir auffallend, weil es noch niemals vorgekommen, und ich begab mich zu der Grube, um nach ihr zu sehen. Singend lief ich durch den Stollen und rief zuweilen: „Mutter, Mutter!"

Da hörte ich nicht weit von mir ein Geräusch. Ich blieb stehen und lauschte. Lautes Krachen und Gepolter erfüllte den Stollen und es kam mir eine dichte Staubwolke entgegen.

„Mein Gott," rief ich, „der Stollen ist eingestürzt!" So war es in der That. Weinend und schreiend lief ich nach Arnsberg und theilte dem Herrn Zoppmann mit, was vorgefallen. Anfangs wollte er es nicht glauben, als ich es ihm aber hoch und theuer versicherte, da rief er eine Menge Leute zusammen, und sie mußten ihm mit Hacken, Spaten und Schaufeln nach dem Schürenholze folgen. Hier angekommen, drangen sie sogleich in den Stollen und fingen an, die niedergestürzten Felsenstücke und die Erde fortzuschaffen, aber es war eine Arbeit, die sich eine ganze Woche hinzog. Endlich gelangte man allerdings an die Verschütteten, aber viel zu spät, denn meine Eltern und die darin arbeitenden Bergleute waren sämmtlich todt.

Was sollte ich nun beginnen? Ich hatte keine Verwandten und keinen Freund, mußte aber doch leben. Herr Zoppmann, an den ich mich zuerst wendete, zuckte die Achseln und sprach: „Ich kann mich nicht um Dich kümmern, denn ich habe so wie so schon einen bedeutenden Verlust."

Am zweiten Tage erbarmte sich meiner ein Viehhändler, mit dem ich auf die umliegenden Dörfer ziehen und, wenn er einen Handel abgeschlossen hatte, die Kühe oder Ochsen nach Hause führen mußte. Da hatte ich oft meine liebe Noth, denn ich war noch jung und konnte mit dem störrigen Vieh nicht recht fertig werden.

Wenn wir nicht auf den Handel gingen, war

mein Leben ziemlich einförmig, denn meine ganze Thätigkeit bestand darin, dem Vieh, welches des Verkaufes harrte, Futter und Wasser zu bringen. Die übrige Zeit schlenderte ich auf dem Plateau umher, auf welchem Arnsberg liegt. Von Oben hat man nämlich eine prächtige Aussicht auf die Wälder und Berge, welche den Thalkessel bilden. Da konnte ich stundenlang auf einer alten Mauer liegen und träumend hinabschauen; aber das Eingeschlossensein in diese Berge weckte den Wunsch in mir, auch das zu sehen, was hinter den Bergen lag. So regte sich schon früh die Wanderlust in mir, aber ich konnte sie nicht befriedigen.

Besonders zog mich auch das Thor zu den Promenaden mit der Hirsch- und Saujagd an, und die in den Stein gehauenen Jahreszahlen 1091 und 1634 gaben wir viel zu denken, ohne daß ich recht wußte, warum ich darüber nachdachte. Geheimnißvoll blickten mich stets die Trümmer des alten Schlosses auf dem Berge an. Es gingen ja so schauerliche Gerüchte über das Vehmgericht, welches hier seine Sitzungen abgehalten hatte, und das noch erhaltene alte Verließ bevölkerte meine Phantasie mit allerlei Gestalten. Was mochten überdieß die Bildsäule und der Löwe ohne Kopf auf der höchsten Spitze bedeuten? In diesem Schlosse, so ging die Sage, hatten die Grafen von Arnsberg gewohnt; der jüngere Graf war hier eingekerkert, und der ältere schleifte die Gräfin Landsberg an den Haaren umher. Später wurde er von Gewissensbissen geplagt, erbaute ein Kloster und wurde Mönch.

Nicht weit von Arnsberg war ein Ort, der ebenfalls meine Phantasie im höchsten Grade anspannte, nämlich das alte Jagdschloß Hirschberg. Von diesem ging die Sage, daß die Besitzer des Schlosses und Parkes den Jagdfrevler auf einen Hirsch festschmieden ließen, der so lange mit ihm im Parke herumrannte, bis er durch die Baumäste ganz zerrissen war. Die Holzfrevler aber mußten den spanischen Mantel, ein

Ding wie ein Schilderhaus, tragen. Regte das Alles meine Phantasie schon im höchsten Grade an, so kam noch Eines dazu. Wir hatten einen Pferdeknecht, welcher alle Sagen und Geschichten von Arnsberg und der ganzen Umgegend kannte. Unter Anderm erzählte er mir auch die Geschichte vom Beckermann. Mit dieser verhielt es sich folgendermaßen: Der Sohn des Schweinehirten hatte ein Verbrechen begangen und wurde deßhalb vor allem Volke auf dem Markte an den Pranger gestellt. Aus Verdruß und Rache ging er unter die Schweden und gedachte sich für den erlittenen Schimpf an seinen Landsleuten zu rächen.

Da er für den Soldatenstand eine besondere Vorliebe hatte, so zeichnete er sich bald aus und avancirte in kurzer Zeit bis zum Obersten. Da erhielt er den Befehl, nach Arnsberg zu ziehen und die Stadt einzuäschern.

Dieser Auftrag war ihm höchst angenehm, denn nun konnte er seinen Feinden doch zeigen, daß etwas Ordentliches aus ihm geworden, und sich noch nebenbei für die erlittene Schmach rächen.

Die Arnsberger hatten die Mauern und Zinnen gut besetzt, und als der Oberst Beckermann kam, da schossen sie darauf los, daß die Funken stoben, aber der Oberst war tapfer und furchtlos und erstieg trotz der vielen Karthaunen und Feldschlangen den Berg. Die Stadt war damals noch in zwei Theile getheilt und Beckermann lag mit seinem Heere auf dem jetzigen Markte. Die Stadt sollte am folgenden Tage der Erde gleichgemacht werden.

Am Abend ging Beckermann auf den Kirchhof, um am Grabe seiner Mutter zu beten. Während er dies that, schlug eine Kugel neben einem Grabsteine nieder und hätte ihn fast getödtet. Zu gleicher Zeit strömte ein Regen herab, der einem Wolkenbruche glich, so daß die Ruhr hoch anschwoll. Beckermann, dessen Herz schon am Grabe der Mutter erweicht worden war, zog in der Nacht weg, vorgeblich, weil er fürch-

tete, die Ruhr werde die Brücken hinwegschwemmen und ihm den Rückzug unmöglich machen. Die Arnsberger, welche sich so plötzlich aus aller Noth erlöst sahen, hatten damals einen Stein mit folgender Inschrift gesetzt:

Durch Blitz und Regen
Hat Gottes Segen
In Sanct Norbertus Nacht
Den Beckermann verjagt.

Diese Geschichte gefiel mir um deßwillen, weil aus derselben erhellte, daß aus einem armen Jungen in der Fremde immer noch etwas Tüchtiges werden kann. War dieß dem Beckermann gelungen, warum nicht auch mir, der ich weder ein Verbrechen begangen hatte, noch mich an Jemanden rächen wollte?

Der Entschluß, in die Fremde zu gehen, wurde immer stärker, und am folgenden Sonntage sagte ich dem Viehhändler Adieu und ging zum Thore hinaus. Wohin? das wußte ich vorläufig selber nicht. Einen Zehrpfennig besaß ich ebenfalls nicht, aber hatte der liebe Gott dem Beckermann geholfen, warum sollte er mich im Stiche lassen? Nein, das that er ganz gewiß nicht, denn ich war im Ganzen ein braver Junge.

Nach einem tüchtigen Marsche kam ich nach Breitenbruck, wo die sämmtlichen Bewohner die Holzwaarenfabrication betreiben. Ich hatte nicht übel Lust, dort einzukehren, denn diese Leute kommen viel in der Welt herum, weil sie ihre Waaren bis nach Holland vertreiben; aber es war eben eine schlechte Zeit; es wollte mich Niemand behalten. So schob ich dann weiter und kam bis Drüggelte, wo eine gute Frau mir den Hunger im Gesichte ablas und mir ein großes Stück Pumpernickel mit einem Faustkäse gab. Sie that es unaufgefordert und deßhalb war ich ihr um so dankbarer. Mit erneuerten Kräften wanderte ich nun über Wippringten, Ruppeloh, Wannebach und Hefe zur Möhne.

Hier traf ich einen Fuhrmann, der mir erlaubte, auf seinen Karren zu sitzen. Er war der Gegend sehr

kundig und erzählte mir, daß in der Möhne Biber gefangen würden, gerade wie in den amerikanischen Flüssen. Von diesen sonderbaren Thieren hatte ich viel gehört und gelesen, aber ich meinte, es könnten doch die echten Biber nicht sein, und ich wollte sie lieber in Amerika sehen.

„Da mußt Du aber noch weit wandern," sagte er, „und endlich noch gar auf dem Meere schiffen."

„Das wäre ein rechtes Leben für mich," gab ich zur Antwort; „aber wie komme ich denn eigentlich an's Meer?"

„Hm," entgegnete er, „gehe nur immer gerade aus, bis Du nach Hamburg kommst."

„Also nach Hamburg," dachte ich, und war recht froh, daß ich wenigstens einen Ort wußte, auf den ich lossteuerte.

In Soest angekommen ging der Fuhrmann seinen Geschäften nach, ich aber besah mir zuerst die schöne Wiesekirche mit ihren Glasmalereien, das Rathhaus und einige andere Gebäude und labte mich dann an dem Reste meines Käses und Pumpernickels.

Die Nacht ließ nicht lange auf sich warten, und ich hätte mich wohl nach einem Schlafquartier umsehen können, aber ich durfte nicht einmal den Versuch machen, denn ich hatte keinen Pfennig in der Tasche. Ich kam indessen nicht in große Verlegenheit, denn da das Wetter warm war, so legte ich mich vor der Stadt an eine Gartenhecke und schlief ganz prächtig.

Als ich erwachte, gingen die Leute schon zum Markte; ich erhob mich deßhalb und fragte den ersten Vorübergehenden, wohin der Weg nach Hamburg ginge. „Der Nase nach," gab dieser zur Antwort, denn er meinte, ich wollte ihn zum Besten halten. Der Zweite, an den ich mich wandte, sah mich zwar ebenfalls etwas verwundert an, aber er gab mir doch eine anständige Antwort. „Dort rechts ist die Straße nach Hamburg," sagte er, „und wenn Du ihr nachgehst, so kommst

Du endlich dahin; aber ich fürchte, es wird Dir sobald nicht gelingen."

Das schien mir nun sonderbar, aber ich sagte Nichts, sondern ging der bezeichneten Straße nach bis zum Mittag. Es schien, daß der liebe Gott mir überall seine Engel vorausgesandt hatte, denn, wohin ich kam, begegneten mir die Leute mit großer Freundlichkeit, und häufig beschenkten sie mich mit Speisen und einem Nachtlager, ehe ich darum bat.

Daß es von Arnsberg bis Hamburg eine so weite Entfernung wäre, hätte ich nimmer gedacht, aber ich schritt einen Tag um den andern unverdrossen weiter, und endlich kam ich doch dahin.

Mein Gott! so Etwas hatte ich in meinem Leben nicht gesehen; das war ja eine Stadt ohne Ende. Ich lief den ganzen Tag bis zum Abend, aber so schön auch die Häuser waren, von Mitleid und Brüderlichkeit war keine Spur zu merken. Sie hätten mir wohl ansehen können, wie hungrig ich war, aber es bot mir Niemand ein Stück Brod an.

In der ersten Nacht wandelte ich lange durch die Straßen, um ein Obdach zu finden, aber überall waren Menschen, nirgends ein Plätzchen, wo ich mich niederlegen konnte; auch fürchtete ich die bärbeißige Polizei, denn ich hatte schon ein paarmal zugesehen, wie sie obdachlose Menschen mit Gewalt aufgegriffen und in's Gefängniß geschleppt hatten. So blieb ich also die ganze Nacht am Wandern, und am folgenden Morgen war ich so müde, daß ich kaum noch auf den Füßen stehen konnte.

II.

Ich wäre wohl schließlich auf den Schub gebracht oder in eine Besserungsanstalt gesteckt worden, wenn nicht ein besonderes Ereigniß eingetreten wäre. Als

ich nämlich ganz hungrig und erschöpft einherging, kam ich an ein Haus, vor dessen Thüre ein grünes Bänklein stand. Auf diesem Bänklein saß ein Knabe, der ungefähr von meinem Alter sein konnte, aber er sah blaß und kränklich aus und war in so viele Tücher gewickelt, als ob es mitten im Herzen vom Winter sei.

Obschon ich selbst so elend und arm dran war, so that mir der Knabe doch weh und ich hatte das größte Mitleid mit ihm. Da kam ein trunkener Matrose des Weges, der hatte ein Messer in der Hand, tobte und lärmte und bedrohte alle Vorübergehenden. Jetzt wurde er des kranken Knaben ansichtig und rief: „Ah, Klaus Basel, da sitzt dein bleicher Ottomar, den Du vergötterst. Ich will ihm ein Bischen Blut lassen und mich an Dir rächen!"

Jetzt erst merkte ich, daß diese Drohung dem Knaben galt. Wie gesagt, war ich nicht älter als Ottomar, aber der Zorn über des Matrosen Rohheit machte mich stark. Im Augenblicke, als er nach der Brust des Knaben stieß, stürzte ich auf ihn los, und da mein Stoß unverhofft kam, so gelang es mir, ihn auf den Boden zu werfen, ehe der Stich tief in die Brust des bleichen Knaben eingedrungen war.

Der Matrose erhob sich nun wieder vom Boden, brüllte wie ein wüthender Stier und rannte mir das Messer mit solcher Gewalt in den Armknochen, daß es fest in demselben stecken blieb. Er hätte mich wahrscheinlich getödtet, wenn ihm Zeit dazu geblieben wäre, aber der Vorfall war sowohl vom Hause, als auch von den Vorübergehenden bemerkt worden. Der Vater des Knaben und einige Diener stürzten heraus; auch waren sofort einige Polizisten bei der Hand, machten den Matrosen dingfest und schleppten ihn hinweg.

Klaus Basel wandte sich zuerst zu seinem kranken Söhnchen und fragte hastig: „Hat er Dich schwer getroffen?"

„Nein, Vater," gab Ottomar zur Antwort, „aber er hätte mich sicher durch und durch gestoßen, wenn

nicht der arme Knabe dort mir zu Hülfe gesprungen wäre."

Im ersten Augenblicke hatte ich gar keine Schmerzen empfunden, aber jetzt wurden sie um so heftiger, so daß mir der kalte Schweiß ausbrach und daß ich gegen meinen Willen schreien mußte.

Während Herr Klaus Basel auf mich zukam, verlor ich das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in einem schönen Zimmer, und an meinem Bette saß Ottomar in einem gepolsterten Lehnstuhle. Als er bemerkte, daß ich die Augen aufschlug, stand er sogleich auf und begab sich in ein Nebenzimmer, aus welchem Herr und Frau Basel und der Arzt herauskamen.

Die Dame hatte ein so gutmüthiges Gesicht, wie meine Mutter, und sie besaß gar keinen Stolz, denn sie beugte sich zu mir herab, küßte mich auf die Stirne und sprach: „Mein Kind, wir sind Dir großen Dank schuldig, denn Du hast unsern Ottomar vom Tode gerettet."

Ich wußte Nichts darauf zu erwiedern, denn ich fürchtete mich in dem schönen Hause und bei den vornehmen Menschen. Auch Herr Basel schüttelte mir die Hand. Der Doctor aber beruhigte mich wegen der Verletzung und sprach: „Der Arm wird Dir noch lange wehe thun, weiter aber wird es keine schlimmen Folgen haben. Du bist hier gut aufgehoben; es wird Dir an Nichts mangeln; auch komme ich alle Tage zu Dir, bis Du wieder geheilt bist."

Jetzt wandte er sich zu den Uebrigen und sprach: „Lassen Sie ihn jetzt allein, denn er muß schlafen."

Noch während des Sprechens fielen mir die Augen zu, und ich muß wohl recht lange geschlafen haben, denn, als ich wieder wach wurde, hatte ich einen unbezwinglichen Hunger. Ottomar und seine Mutter brachten mir mehr als ich genießen konnte, und es war so kostbar, wie ich damals noch niemals Etwas genossen hatte.

Die gute Dame setzte sich jetzt an mein Bett, nahm meine Hand und fragte: „Wie heißest Du, mein Kind?"

„Heinz Werner," gab ich zur Antwort.

„Lieber Heinz," fuhr sie fort, „wir haben bis jetzt vergeblich nach Deinen Eltern geforscht; sage uns darum, wo sie wohnen, damit wir sie beruhigen."

„O," entgegnete ich lächelnd, „Ihr würdet sie auch schwerlich finden, weil sie schon lange todt sind; auch haben sie hier niemals gewohnt, sondern auf der rothen Erde."

„Aber, wie kommst Du denn nach Hamburg?" fragt Frau Basel.

„Ich wollte nach Amerika gehen," gab ich zur Antwort.

Das mußte ihr sehr drollig vorkommen, denn sie lächelte ebenfalls und sprach: „Da hast Du wohl nicht überlegt, wie Du das anfangen solltest."

„Ich ging immer gerade aus bis nach Hamburg, und ich dachte, wenn ich einmal am Ufer sei, so würde ich auch über das Meer kommen. Wenn der trunkene Matrose nicht den dummen Messerstich gemacht hätte, so wäre ich jetzt schon dort."

„Nun, so schnell geht es doch nicht, lieber Heinz, ich glaube überhaupt nicht, daß es Dir gelungen wäre, und wenn Du es dennoch fertig gebracht hättest, so würdest Du drüben wahrscheinlich recht bald zu Grunde gegangen sein."

„Willst Du uns nicht Etwas mehr von Deinen Eltern sagen?" fragte sie.

„Recht gerne," gab ich zur Antwort, und erzählte ihr Alles, von meiner Kindheit bis zu meiner Ankunft in Hamburg.

„Also bist Du ganz allein und hast keinen Menschen, der für Dich sorgt?" fragte Frau Basel, und sie schüttelte recht traurig das Haupt, als ich sagte: „Wer sollte denn für mich sorgen? Ich habe ja keine Verwandten."

Später erfuhr ich, daß Herr Klaus Basel an die Behörden und Herrn Zoppmann geschrieben und vernommen hatte, daß meine Aussagen mit der Wahrheit übereinstimmten.

Nun, was soll ich Alles so sehr im Einzelnen erzählen? Genug, ich wurde wieder gesund und konnte aus dem Bette aufstehen und in dem schönen Garten umherwandern. Ottomar war fast immer bei mir und eines Tages fragte er mich, ob ich wohl in ihrem Hause bleiben möchte.

„Warum nicht?" antwortete ich; „es ist ja so schön hier; aber nein, immer möchte ich doch nicht hier bleiben, denn ich muß auch die Welt sehen und mein Glück zu machen suchen."

Bald nachher kam auch Frau Basel, setzte sich neben mich in die Laube und sprach: „Wir möchten Dich wohl bei uns behalten, weil Du unserm Ottomar das Leben gerettet hast und auch sonst ein lieber Junge bist. Wenn Du in die Welt gehen willst, so kannst Du es später ja noch immer thun.

Herr Klaus Basel redete dieselbe Sprache, und da mir in der That nichts Anderes übrig blieb, so gab ich zur Antwort: „Ja, ich bleibe bei Ottomar; nur nicht für immer."

Die Sache war abgemacht und ich fühlte mich so glücklich, wie nie in meinem Leben. Ich hatte aber auch Ursache dazu, denn Herr Basel erwies mir die größten Wohlthaten. Er begnügte sich nicht damit, mir Alles, was ich bedurfte, im reichsten Maße zu geben, er ließ mich auch an Ottomar's Unterrichte Theil nehmen und schaffte mir eine hübsche Bibliothek an. Jetzt erst gingen mir die Augen über mich selbst auf und ich erkannte, wie wenig ich vorher gewußt.

Das Lernen machte mir große Freude, und ich war so fleißig und aufmerksam, daß ich meinen Freund bald überholte.

Der gute Knabe verspürte nicht den geringsten

Aerger darüber, sondern freute sich von ganzem Herzen, wenn ich gelobt wurde.

„Lieber Heinz," sagte er eines Tages, „bei mir ist das Lernen eine verlorene Mühe, denn mein Leben hängt, wie man zu sagen pflegt, an einem seidenen Faden; wenn er reißt, dann erlischt das Lämpchen. Mit Dir aber verhält es sich anders; Du hast ein langes Leben vor Dir, und Deine Studien werden Dir dereinst großen Nutzen bringen. Siehst Du, darum freue ich mich auch sehr, daß Du rasch vorwärts kommst."

Es war leider nur zu wahr, daß sein Leben an einem Faden hing; täglich wurde er schwächer, täglich etwas weniger, und am Ende war er so mager, daß nur noch Haut und Knochen übrig blieben. Zuweilen konnte er den Unterrichtsstunden aus Schwäche nur theilweise, oft auch gar nicht beiwohnen, und dann kam der Lehrer für mich allein.

Der Hausarzt hatte wahrscheinlich schon längst alle Hoffnung aufgegeben, aber er kam doch immer und als die Mutter eines Tages meinte, ein längerer Aufenthalt in der frischen Seeluft würde ihm gutthun, da ging der Arzt darauf ein und empfahl ihm, den Sommer auf dem Oberlande von Helgoland zuzubringen.

„Ich will gerne gehen," sagte er, „aber Heinz muß mit."

„Heinz soll mitgehen, und ich begleite Euch ebenfalls," sagte Frau Basel. „Papa aber kann nicht aus dem Geschäfte los."

Ich muß hier nachholen, daß Herr Basel ein reicher Rheder war und eine große Zahl von Schiffen auf dem Meere laufen hatte. Eben lag ein hübscher Schooner vor Anker; dieser sollte uns hinüber bringen. Es wurde auch nicht lange gezögert. Schon am folgenden Morgen gingen wir an Bord und fuhren die Elbe hinab. Bei dieser Gelegenheit sah ich das Meer, und dieser erste Blick entschied über mein ganzes Leben.

Ich war so hingerissen, daß ich kaum noch ein Ohr für meinen kranken Freund hatte.

Ottomar lächelte bei meiner Begeisterung und sprach: „In Dir steckt ein Seemann, das merke ich schon. Nun, ich selbst habe mir es hundertmal ausgemalt, wie ich in die Meere hinausfahren und fremde Länder und Menschen sehen würde. Das geht nun nicht mehr, denn für mich bleibt nur noch das Land der Seligen offen. Eines aber mußt Du mir versprechen: Du darfst nicht weggehen, bis Du mich auf dem Hamburger Kirchhof in die Erde hast legen helfen."

Ich wurde von seinen Worten so gerührt, daß ich weinen mußte. Da schalt er mich und sagte: „Ich gehe nur etwas früher, aber Ihr alle werdet nachkommen und bei mir sein. So lange ihr aber hier weilt, müßt Ihr Eurer Bestimmung folgen."

Auf dem Oberlande von Helgoland bezogen wir ein kleines Haus, und wir hätten sehr fröhlich sein können, wenn Ottomar's Gesundheit eine bessere gewesen wäre. So aber hielten uns seine weißen Lippen und sein kurzer Athem immerfort in Aengsten. War er wohlauf, so liebte er es, auf dem Leuchtthurme zu sitzen und über das weite Meer zu schauen.

„Nicht wahr, Heinz," sagte er eines Abends, als das Meer wie in flüssiger Gluth da lag und selbst die Segel der vorüberziehenden Schiffe in Feuer und Flammen getaucht zu sein schienen, „nicht wahr, das ist Dein Leben?"

„Ja, Ottomar," antwortete ich, „das Meer ist das Schönste auf Erden und ich möchte wohl all' mein Leben auf dem Ocean umherfahren."

„Wenn ich nicht sterben müßte," entgegnete er, „so würden wir zusammen fahren, aber mein Schifflein wendet den Kiel nach Oben."

Solche Unterredungen machten mich immer recht traurig, und ich suchte sobald als möglich von dem Thema abzukommen; er aber sprach gern von seinem

Tode und bereitete sich mit echt christlicher Gesinnung auf denselben vor.

Nachdem wir etwa zwei Monate auf dem lieblichen Felseneilande zugebracht und die frische, schöne Luft gewiß vollständig genossen hatten, da ließ der Badearzt eines Tages Frau Basel zu sich bitten und theilte ihr mit, daß die Auflösung ihres Sohnes sehr rasche Fortschritte mache und daß es deßhalb gerathen sei, mit ihm nach Hamburg zurückzukehren.

Die arme Frau gab sich Mühe, ihren Kummer zu verbergen, aber es gelang ihr nicht; die Thränen standen ihr fortwährend in den Augen. Ottomar war unter der Zeit so schwach geworden, daß er nicht im Stande war, allein die hohe Treppe hinabzugehen. Zwei Matrosen mußten ihn hinabtragen.

Am Unterlande standen die Badegäste und schauten den bleichen Knaben und die weinende Mutter mit mitleidigen Augen an, und die Schiffer, welche ihn zu unserem Schooner hinüber ruderten, machten sich Zeichen, als wollten sie sagen: „Dieser junge Herr kommt nie wieder nach Helgoland."

Am Abend desselben Tages langten wir in Hamburg an und wurden von Herrn Klaus Basel am Werfte abgeholt. Als er seinen Sohn wieder sah, erschrack er, denn in dem Gesichte und den Händen des Knaben zeigte sich kein Tröpfchen Blut mehr.

Der Hausarzt, welcher sofort gerufen wurde, machte kein Hehl aus dem Zustande seines Patienten, und so wußten wir Alle, daß seinem jungen Leben ein Ziel gesetzt war. Drei Tage später ließ er seinen Vater um eine Unterredung bitten, deren Inhalt ich später erfahren sollte, dann wurde auch ich in das Krankenzimmer gerufen.

„Komm her, Heinz," flüsterte er mit leiser Stimme und reichte mir die magere Hand. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich wäre gerne noch länger am Leben geblieben, aber ich empfinde auch keinen Schrecken vor dem Tode, denn ich fühle, daß es jenseits

des Grabes am besten ist. Ich möchte, daß Du meiner, wenn ich gestorben bin, zuweilen gedächtest. Du wirst es sicher thun, denn ich weiß, daß Du mich lieb hast, aber damit Du immer Etwas vor Augen hast, was Dich an mich erinnert, so nimm meine Uhr und trage sie alle Tage."

Einen werthvollen goldenen Chronometer aus dem Bette nehmend, legte er mir denselben in die Hand und sagte: „Wenn die Zeit kommt, wird er Dir auch Deine Stunde anzeigen. Nun lebe wohl, Heinz, die letzten Augenblicke möchte ich mit dem Geistlichen allein sein."

Ich ging, weil er es wünschte, aber es war mir zu Muthe, als wenn ich selbst sterben müßte, und ich war so verwirrt, daß ich nicht sah und hörte, was um mich herum vorging.

Am folgenden Morgen wurde ich wieder in das Zimmer gerufen. Der gute Ottomar war todt, und seine Eltern knieten im tiefsten Schmerze vor der Leiche ihres einzigen Kindes. Gott, Gott, ich will es Niemanden gönnen, daß er den Tod eines so lieben Freundes erleben muß. Die Eltern hätten sicher gerne ihr ganzes Vermögen darum gegeben, den lieben Knaben wieder zu haben, denn mit all' ihrem Gelde fühlten sie sich ärmer und unglücklicher, als ein Werftarbeiter, dessen Kinder gesund und fröhlich umherspringen.

Am dritten Tage begleiteten wir die Leiche hinaus nach dem Friedhofe und kehrten dann noch viel ärmer und trauriger zurück.

Obschon ich noch ein sorgloser Knabe war, so fragte ich mich auf dem Heimwege doch, was nun aus mir werden solle. Mein Freund, dem ich die glückliche Umwandlung meiner armen Verhältnisse zu danken hatte, war todt, und Herr Klaus Basel hatte so viel für mich gethan, daß es unverschämt gewesen wäre, noch mehr zu erwarten. Nach meiner Meinung stand mir nichts Weiteres bevor, als daß ich mein Bündel schnürte und auf See ging, nur hatte ich noch immer

die Befürchtung, daß sich vielleicht kein Capitän fand, der geneigt war, mich mitzunehmen.

Als ich zu Mittag gegessen hatte, ließ mich Herr Basel rufen. Ich trat zitternd in sein Kabinet und erwartete ganz zuversichtlich, daß ich nun den Abschied bekommen werde; aber es kam ganz anders. Er nahm mich bei der Hand und sprach: „Heinz, mein Sohn hat noch in seinem letzten Augenblicke an Dich gedacht und mich gebeten, Dich zum Seedienste vorbereiten zu lassen. Wenn es Dir nun recht ist, so will ich Dich auf die Seemannsschule schicken."

Ich wußte nicht, wie mir geschah, denn das gerade Gegentheil von dem, was ich erwartet hatte, trat ein.

„Ach lieber, lieber Herr," gab ich zur Antwort, „Sie überhäufen mich mit Wohlthaten; aus der tiefsten Armuth haben Sie mich hervorgezogen, und nun wollen Sie es mir auch noch möglich machen, daß ich einen lieben Beruf ergreifen kann. Wie kann ich Ihnen für alles das genug danken?"

„Nun, nun," sagte er, „wer weiß, ob ich nicht später einmal in eine Lage komme, wo ich wieder Wohlthaten von Dir annehmen muß. Eine Hand wäscht die andere, und wenn das auf der Welt immer beobachtet würde, dann gäbe es viel weniger Elend."

Viel Antwort geben konnte ich nicht, denn mein Herz war zu voll, aber ich nahm mir vor, meinem Wohlthäter durch Fleiß und ein gutes Betragen Freude zu machen.

Schon am folgenden Tage wanderte ich zur Navigationsschule, und wurde dort nicht allein gut empfangen, sondern auch mit allem Nöthigen ausgestattet. Hatte ich auch in Arnsberg und im Hönnethale nicht viel gelernt, so waren meine Kenntnisse durch den gemeinschaftlichen Unterricht mit Ottomar doch sehr erweitert worden und ich hatte Vorkenntnisse genug, um mit den übrigen Schülern vorwärts zu kommen. Dabei kam mir noch sehr zu statten, daß ich meinen

Beruf mit voller Lust ergriff und ordentlich heißhungrig darauf war, Alles zu wissen, was sich auf denselben bezog.

Es würde hier zu weit führen, das Alles zu erzählen; ich beschränke mich deßhalb darauf, Ihnen zu sagen, daß mich meine Lehrer liebgewannen und mir vorzugsweise gerne weiter halfen.

Täglich tummelten wir uns einige Stunden auf der Elbe herum, um das praktische Schiffswesen kennen zu lernen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht, denn die Anstalt besaß nicht allein einige Boote, auf denen wir nach Herzenslust rudern konnten, sondern sie war auch im Besitze eines Schiffes, wo wir sowohl die Eintheilung des Rumpfes, als auch die Takelage, die Flaggen u. s. w. studiren konnten. Auf der Werft wurde uns außerdem noch Gelegenheit geboten, den Schiffsbau kennen zu lernen. Wo sich so die Praxis mit der Theorie verband, da mußte etwas Gutes entstehen.

Ich zählte jetzt vierzehn Jahre, und da das Examen vor der Thüre stand, so arbeitete ich Tag und Nacht, um dasselbe zu bestehen und meinem Wohlthäter Freude zu machen. Wie viel ihm an mir und meinen Fortschritten lag, das zeigte er dadurch, daß er selbst in das Examen kam und von Anfang bis zu Ende zugegen blieb. Meine Lehrer gaben mir volle Gelegenheit, meine Kenntnisse zu zeigen, denn sie fragten mich mehr als die Andern, und ich blieb ihnen keine Antwort schuldig. Am Schlusse der Prüfung bekam ich die beste Nummer.

Herr Basel war nicht wenig erfreut; mit einem unverkennbaren Stolze drückte er mich an die Brust und zeigte so vor allen Leuten, daß er große Stücke auf mich hielt. Beim Nachhausekommen empfing mich auch Frau Basel mit großer Freundlichkeit und ich fand heute auf dem Mittagtische alle meine Lieblingsgerichte.

„Wenn es Dir mit dem Seeleben noch ernst ist,“

nahm Herr Basel gegen Ende der Mahlzeit das Wort, „so mußt Du bald auf ein Schiff, denn das Meer kennst Du nur noch vom Ansehen; aber Du mußt es auf den Planken selbst studiren, denn erst das Salzwasser bildet den echten Seemann."

„Gewiß ist es mein Ernst," antwortete ich ihm.

„Nun, dann wollen wir die Sache auch nicht zu lange aufschieben. In der nächsten Woche geht mein Capitän Eberheim mit der Elbe unter Segel und Du kannst Dich unter seine Obhut begeben."

„Wohin geht die Fahrt?" fragte ich.

„Nach Südafrika," entgegnete er. „Du wirst also gleich zum ersten Male eine große Route machen."

Mein Herz lachte vor Freude und ich küßte meinem Wohlthäter dankbar die Hand." —

Während des Erzählens hatte er oft nach dem blauen Siebengebirge geschaut, und da wir eben an der Schiffbrücke von Bonn beilegten, so erhob er sich und begab sich an das Gangbrett, über welches die Passagiere aus- und einstiegen.

„Das ist also Bonn?" sagte er zu Franz Blümeling. „Es ist sonderbar, ich bin so weit in der Welt umher gewesen und kenne nicht einmal die Rheinstädte, welche meiner Heimath so nahe liegen."

Eva freute sich, daß sie nun auch ein Wörtchen mit hinwerfen durfte. Sie erzählte ihm, daß hier der berühmte Beethoven geboren sei und daß der alte Arndt in der Musenstadt sein Grab gefunden.

Er nickte, denn es war ihm nicht unbekannt; jetzt wurde seine Aufmerksamkeit von einem alten einäugigen Manne gefesselt, dessen spärliches, schmutzig weißes Haar von einem alten Filzhute bedeckt war. Er spielte die Ziehharmonika und ging von Einem zum Andern und forderte eine Gabe; auch zu uns kam er und Heinz Werner legte ihm einen ganzen Thaler in die Hand.

„Danke, Herr! danke, danke," sagte er mit zitternder Stimme.

Bei dieser Stimme wich der Capitän einen Schritt zurück und sein Blick verweilte mit einem sonderbaren Ausdrucke eine Weile auf dem schwarzen Pflaster über dem rechten Auge.

„Nein," murmelte er, „es kann nicht sein; die Todten stehen nicht mehr auf und wen die See einmal verschlungen, den giebt sie nicht mehr zurück."

Das Schiff dampfte weiter und wir kehrten wieder an unsern Platz zurück. Heinz Werner aber hatte sich dem Siebengebirge zugewendet und beschaute es aufmerksam. Mit langsamen Schritten kehrte er endlich zurück, setzte sich wieder zu uns und ließ sich vom Kellner ein Glas Grog reichen, welches er gedankenvoll hinunterschlürfte.

III.

„Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, in Ihrer Erzählung fortzufahren?" sagte meine Frau, und wir Andern gaben ihrer Bitte noch mehr Nachdruck.

„Die Elbe war endlich befrachtet," nahm er wieder das Wort, „und ich befand mich in der Obhut des guten Capitäns Eberheim. Er war ein großer breitschulteriger Mann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er mit Wind und Wetter vertraut war.

„Junge," sagte er, „wenn ich Deine leuchtenden Augen ansehe, dann merke ich schon, daß Du Dir das Seeleben wie eine ewige Kirmeß vorstellst, aber es wird mitunter auch ein wenig anders sein. Wenn Du nur auch die Schattenseite so freudig aufnimmst."

„O, Herr Capitän," gab ich zur Antwort, „ich habe keinen andern Gedanken, als ein ganzer Seemann zu werden, und da muß ich natürlich Sturm und Windstille mit in den Kauf nehmen."

Die Antwort gefiel ihm; er drückte mir die Hand so derb, daß ich fast laut aufgeschrieen hätte.

„Ein zerbrechliches Ding," sagte er lachend, „aber wenn erst tüchtige Hornschwielen darin sind, dann wird sie auch stärker."

Herr und Frau Basel, die mich auf die Elbe begleitet hatten, gaben mir vor dem Abschiede noch manche gute Lehre und winkten uns noch mit den Taschentüchern, als wir mit dem Boote, welches uns zur Elbe bringen sollte, den Fluß hinabschwammen.

Unweit Cuxhaven lag dieselbe vor Anker und hatte alle Wimpel und Flaggen aufgezogen. Als wir uns näherten, ertönte an Bord ein Kanonenschuß; es war ein Gruß an den Capitän.

Kurze Zeit nachher lagen wir an dem stolzen Schiffe und stiegen die Treppe hinauf, wo wir von den Matrosen mit lautem Jubelrufe empfangen wurden. Der Capitän gab Befehl zum Aufwinden der Anker. Es geschah mit großem Geräusch und einem sehr einförmigen Gesange. Bald tanzte die Elbe in die Nordsee hinein.

Während wir uns immer mehr vom Lande entfernten, weihte mich der Capitän in die Rolle eines Schiffsjungen ein. Meine Obliegenheiten waren nicht schwer im Gedächtnisse zu behalten, denn sie bestanden vorderhand nur in der Bedienung des Capitäns. Er schenkte mir übrigens Nichts. „Du mußt dran, wie jeder Andere," sagte er, „sonst wird ein Stümper aus Dir, der auf der See Nichts werth ist, und sich auch auf dem Lande nicht zu helfen weiß."

Na, beklagen durfte ich mich wahrhaftig nicht, denn wäre ich im Hönnethal oder in Arnsberg bei dem Viehhändler geblieben, so hätte ich's nicht halb so gut gehabt; es fiel mir aber auch nicht im Entferntesten ein, über irgend Etwas unzufrieden zu sein, denn ich erkannte die Nothwendigkeit, Alles von der Pike an zu erlernen und zu thun, und ich hatte auch den guten Willen dazu.

Oft war ich schon auf einem großen Seeschiffe gewesen, aber doch immer nur, wenn es vor Anker

lag. Das volle Fahren aber war ein ganz anderes Ding. Mir wurde von all' den Commando's und der Schnelligkeit, womit dieselben ausgeführt wurden, der Kopf schwindelig, und ich dachte damals, daß ich wohl niemals die Handhabung aller dieser Segel erlernen werde.

Ich muß hier einschalten, daß ich mich vor den gewöhnlichen Matrosen allerdings dadurch auszeichnete, daß ich Studien gemacht, und die sichere Aussicht hatte, mit der Zeit selbst Capitän zu werden, aber das machte in meiner Behandlung keinen Unterschied. Wollte ich befehlen lernen, so war mir vor allen Dingen das Gehorchenlernen und das Selbstmachen nöthig. Aber einen Vorzug anderer Art hatte ich allerdings. Ich brauchte nicht eine ewig lange Zeit ein und dasselbe zu thun, sondern kam gleich an etwas Neues, wenn ich mit dem Alten vertraut war. Hier Alles aufzuzählen, was ich zu thun und zu lernen hatte, das würde für Euch sehr langweilig sein. Ich lasse also das eigentliche Seemannsleben ganz unberührt und erzähle nur die Abenteuer, die ich durchzumachen hatte. Vorher muß ich aber noch erwähnen, daß wir nicht ganz direct nach Afrika gingen, sondern daß dieses Land nur das Endziel war.

Die Elbe war voll von Waaren aller Art, und diese sollten so bald als möglich verkauft werden, um neue einzuhandeln, die dann abermals wieder umgesetzt wurden, bis wir endlich in Südafrika waren, wo wir eine Fracht für Hamburg einnehmen sollten. Die Elbe war eigentlich ein schwimmender Bazar, der fortwährend Handelsgeschäfte trieb. Da der Capitän bei diesem Geschäfte zur Hälfte betheiligt war, so brauchte Herr Klaus Basel nicht zu fürchten, daß er benachtheiligt werde.

Auf einer so langen und weiten Reise waren aber auch allerlei Unannehmlichkeiten möglich und man mußte sogar den Seeraub im Auge behalten; deßhalb hatten wir vier tüchtige Kanonen auf Deck und waren auch reichlich mit andern Waffen versehen.

In den Docks zu London machten wir den ersten Aufenthalt, denn dort hatten wir die schwere Menge von Rheinwein abzuliefern und dafür andere Waaren in Empfang zu nehmen. Während des Aus- und Einladens hatte ich wenig zu thun; meistens mußte ich in der Stadt umherlaufen und Bestellungen für den Capitän machen.

Auf diese Weise bekam ich in kurzer Zeit mehr von der entsetzlich großen Stadt zu sehen, als Mancher, der längere Zeit in derselben gelebt hat. Da die Bestellungen nicht immer Eile erheischten, so machte ich zuweilen eine Straße mehr, als nothwendig war, und sah mir die Dinge an, die nicht zu weit aus meinem Wege lagen.

Auf einer solchen Wanderung kam ich eines Abends in die Themsestraße, ein schmutziges Viertel, in welchem Fischkrämer, Althändler und Wirthe den größten Theil der Bewohner ausmachen.

In einer schwarzen, räucherigen Schnapskneipe war ein gewaltiger Lärm. Es schien, daß die Gäste sich dort in den Haaren lagen. Da die Thüre weit offen stand, so warf ich einen neugierigen Blick hinein und sah in der Mitte eines Haufens von Seeleuten einen Menschen stehen, der heftig mit den Händen gesticulirte und so laut und zornig schrie, daß ihm die Stimme umschlug.

Die übrigen schienen nicht im freundschaftlichsten Verhältnisse mit ihm zu stehen, denn sie drohten ihm unter lautem Geschrei mit den Fäusten, und als er sich gar so weit vergaß, ein Messer zu ziehen, da schleuderten sie ihn zu Boden, prügelten ihn windelweich durch und warfen ihn zur Thüre hinaus, mir gerade vor die Füße.

Der Mann hatte sich allerdings unverzeihlich benommen, aber da er der Schwächere war, so hatte ich doch Mitleid mit ihm und war eben im Begriffe, ihn aus der Straßenrinne aufzuheben. Da wendete

er mir das Gesicht zu und stach zu gleicher Zeit mit dem Messer nach mir.

Im Lichte der Straßenlaterne erkannte ich ihn; es war der Matrose Schlebusch, welcher mir in Hamburg unverdienter und unverschuldeter Weise den Stich versetzt hatte, wofür er zwei Jahre lang im Zuchthause gesessen. Ob er mich ebenfalls erkannte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich aber stach er nur um sich, weil er sich gerade in einer thierischen Wuth befand.

Was mich selbst angeht, so will ich nicht verhehlen, daß mich der Zorn erfaßte und daß ich mich bei seinem Anblicke zu Rachegedanken verleiten ließ. Ich war wirklich auf dem Punkte, mich wie ein niedriger Mensch zu benehmen und ihm einen Denkzettel zu geben, aber mein guter Geist hielt mich von der gemeinen Handlung ab. Ich ließ ihn also nur in der Rinne liegen und ging meines Weges. Zwei Constabler aber, welche bald nach mir an dem Orte vorüber kamen, hoben ihn auf und ließen ihn auf die Wache bringen, wo er seinen Rausch ausschlafen konnte.

Als ich zur Elbe zurückkam und dem Capitän mein Erlebniß erzählte, auch meinen eigenen Fehler nicht verschwieg, da schüttelte dieser den Kopf und sprach: „Wenn ich Dir einen guten Rath geben darf, so ist es der: Laß Deine Finger von solchen Subjecten! Wer mit ihnen in Berührung kommt, der besudelt sich stets. Besonders solltest Du Dich von diesem Schlebusch fern halten; ich kenne ihn schon lange, und weiß, daß er fähig ist, für ein Glas Branntwein einen Menschen todt zu schlagen. Woher er eigentlich stammt, das weiß Niemand, aber als zehnjähriger Junge kam er schon auf See und lernte das liederliche Leben von der Pike auf kennen. Ich glaube, es giebt kaum ein Verbrechen, das er nicht begangen und wofür er nicht im Kerker gebüßt hat. Heute ist er auf irgend einem Schiffe und morgen sitzt er in einem dunkeln Gefängnißloche. Darum sage ich Dir noch einmal: „Gehe ihm aus dem Wege!“

Vor der Hand kam ich nicht in den Fall, seinen Rath zu befolgen, denn ich sah ihn nicht mehr, und mußte also annehmen, daß er wieder für eine Zeit lang unschädlich gemacht war.

In der folgenden Woche verließen wir London; als wir durch die Themse in das Meer fuhren, machten noch viele Schiffe mit uns denselben Weg. Wir kamen ziemlich nahe an einem Kauffahrtei-Schiffe vorüber, welches ebenfalls Kanonen auf dem Deck führte. Es war gelb angestrichen, schien ganz neu zu sein und war kenntlich an einem großen goldenen Stern und dem Worte: „The Star!“

Capitän Eberheim stand an meiner Seite und sprach: „Bei Gott, der Stern ist ein schmuckes Schiff und so tüchtig gebaut, wie ich jemals ein's gesehen habe.“

In der Nähe des Bugspriets stand ein Matrose, welcher auf unser Schiff zeigte und so laut, daß wir es deutlich hören konnten, ausrief: „Das ist die Elbe; sie gehört dem Klaus Basel in Hamburg und ist in der Regel mit werthvollem Gute beladen.“

Der Capitän und ich erkannten den Matrosen sogleich; es war Schlebusch. Seine Worte schienen absichtlich so laut gesprochen, und deßhalb machten sie einen sehr unangenehmen Eindruck auf uns Beide.

„Der Kerl ist also doch schon wieder unter Segel,“ murmelte Eberheim; „es wundert mich nur, daß er noch einen Patron findet.“

Da der Wind sich hob, so entfaltete die Elbe die Segel und wir gingen schnell vorwärts, während der Star und die übrigen Schiffe zurückblieben.

Capitän Eberheim hatte in London ein so gutes Geschäft gemacht, daß er von dort schon eine ansehnliche Geldsumme nach Hamburg schicken konnte, ohne sich für seine ferneren Handelsoperationen zu schwächen. In Folge dessen war er sehr munter gestimmt und meinte, wenn es so fort gehe, dann könne er schon auf dieser einen Reise ein reicher Mann werden.

In London hatte er Waaren gekauft, die er in

Spanien absetzen wollte, aber auch eine große Menge von Scheeren, Messern, Glaskorallen und blinkenden Kleinigkeiten, die für Afrika bestimmt waren. Er kannte die dortigen Bedürfnisse so genau, daß er schon im Voraus wußte, wo er die fehlenden Artikel einzukaufen habe. Allerlei Umstände, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, machten es ihm räthlich, in das mittelländische Meer einzulaufen. Nun traf es sich, daß er in Spanien ebenfalls vortheilhafte Geschäfte abschloß und einen so großen Gewinnst machte, daß er von diesem ein kleines Schiff mit spanischen Weinen füllen uud dasselbe nach Hamburg dirigiren konnte.

„Nur immer weiter in's mittelländische Meer," sagte er, „es ist ein goldenes Wasser, und ich sehe nicht ein, warum wir nicht von seinem Schaume schöpfen und denselben nach Hamburg schicken sollten. Es muß unsere Aufgabe sein, immer so zu operiren, daß wir die neuen Einkäufe stets vom Gewinnste zu machen im Stande sind."

Obschon wir räumlich noch keinen großen Weg zurückgelegt hatten, so waren wir doch schon so lange unterwegs, daß ich bereits über die Anfänge des Schiffsdienstes hinaus war. Der Capitän war mit mir zufrieden, und ich mit ihm; auch mit der Mannschaft, die sonst gerne auf die Anfänger pickt, kam ich gut aus, und so blieb mir eigentlich nicht viel zu wünschen übrig.

Unser Curs ging jetzt nach den Balearen, denn dort sollten wir, der letzten Nachricht gemäß, Briefe von Hamburg finden. Während wir mit großer Geschwindigkeit auf Mallorka zuhielten, machte das bisher so schöne Wetter plötzlich Miene, umzuschlagen. Der Himmel verlor sein schönes Blau, die Farbe ging allmählich in's Graue über, wurde dann bleifarben, später fast schwarz, so daß wir die Inseln gar nicht mehr sehen konnten.

Zugleich erhob sich ein starker Wind, und die Wellen wurden so unruhig, daß die Elbe stampfte wie

ein zorniges Roß. Die heftigen Bewegungen unseres Schiffes thaten meinem muthigen Herzen recht wohl, und ich konnte den geheimen Wunsch, daß ein tüchtiger Sturm ausbrechen möge, nicht widerstehen.

Dieser Wunsch war wohl etwas voreilig gewesen, wenigstens kam die Erfüllung auf dem Fuße nach. Ich weiß nicht, woher all' die großen Seevögel kamen, aber sie waren mit dem Sturme da, durchschnitten die dunkle Luft mit lautklatschendem Flügelschlage und setzten sich krächzend auf unsere Raaen; dabei blickten sie uns so scharf mit den funkelnden Augen an, als ob sie nur den Augenblick abwarteten, wo unsere Leichen auf dem Wasser schwimmen würden.

Eine Menge Möven umflatterte außerdem unser Schiff; bald flogen sie vorauf, bald blieben sie hinten und tauchten hinab in das Kielwasser, um mit einem Leckerbissen wieder in die Luft hinaufzuschießen. Die weißen Häupter der Wellen schienen zuweilen ebenfalls Seevögel zu sein.

Jetzt blies es mit solcher Heftigkeit, daß selbst die des Schaukelns gewohnten Matrosen kaum im Stande waren, sich auf dem Decke fortzubewegen und die Befehle des Kapitäns auszuführen.

Ich wurde gegen die Cajütenthüre geschleudert, daß mir die Rippen krachten, und ich wäre wohl über Bord gerollt, wenn mich nicht glücklicher Weise der Capitän geschnappt hätte.

„Armer Junge," sagte er, „leg' Dich recht fest in Deine Coje; hier kannst Du uns doch blutwenig oder vielmehr gar Nichts helfen; auch sehe ich wohl, daß die Seekrankheit bei Dir im Anzuge ist."

Wie froh war ich, daß mir der Kapitän die Erlaubniß gab, mich zurückzuziehen! Ich hätte es auch nicht lange ausgehalten, denn es war mir so entsetzlich übel, daß ich glaubte, sterben zu müssen.

Auf Händen und Füßen schleppte ich mich zu meiner Coje, und ich hatte dieselbe kaum erreicht, so mußte ich der See mein Opfer bringen. Wie ich

eigentlich in's Bett kam, weiß ich nicht. Ich fand mich nur da liegen, und die Neigung zum Erbrechen kam immer wieder. Die flache Lage auf dem Rücken mochte wohl schuld daran sein, daß es mir nach und nach besser wurde und daß ich meine Sinne wieder gebrauchen lernte. Kurz vorher war ich in einem Zustande gewesen, der es mir ganz gleichgültig machte, ob ich lebte oder nicht. Ich wäre übrigens auch nicht im Stande gewesen, nur einen Finger zu regen. Jetzt ging es, wie schon gesagt, allmählich besser und nach und nach fühlte ich mich wieder wie ein Mensch.

Der Sturm war indessen zu einem Orkan geworden und es hatte sich noch ein Gewitter dazu gesellt, welches die Nacht wirklich zu einer schrecklichen machte. Nie habe ich solche Blitze gesehen, nie solche gewaltigen Donnerschläge gehört.

Da empfand ich doch recht, daß der Mensch im Aufruhr der Elemente kaum mehr ist, als ein Strohhalm, der vom Winde hin und her geblasen wird. Die Blitze flackerten oft eine Minute lang, ohne aufzuhören, und dann sah ich durch das kleine Cajütenfenster die thurmhohen, mit weißem Schaum gekräuselten Wellen, welche das Schiff zu verschlingen drohten.

Einmal sah ich auch noch etwas Anderes, nämlich den gelben Star; es wurde ihm ebenso schlimm mitgespielt, wie uns, aber die Mannschaft schien sich aus dem Sturme Nichts zu machen. Allerdings hatten sie sich an den Masten und dem Railing festgehalten, aber ihre Gesichter, welche ebenfalls vom Blitze erleuchtet wurden, sahen ganz gleichgültig oder trotzig drein.

Am meisten wunderte ich mich über Schlebusch. Er stand mit den Füßen auf der Marsraa und hielt mit dem linken Arme den Mastbaum umschlungen. Die Rechte aber war frei und er ballte die Faust gegen die Elbe, als wenn er den Untergang über sie verhängen wollte.

Schlebusch hatte von Natur ein häßlich und ge-

meines Gesicht, aber jetzt sah er so abschreckend aus, daß ich den Kopf umwenden mußte.

Gegen Morgen ließ der Sturm nach und die Luft klärte sich schneller, als ich gedacht hatte. Ich ging auf's Deck und sah, daß der Sturm Alles, was nicht angenagelt war, hinweg geschwemmt hatte. Mein Blick überflog die Wogen in allen Richtungen der Windrose, denn ich suchte nach dem Star, fand ihn aber zu meiner Verwunderung nirgends.

„Herr Capitän," sagte ich, als dieser aus der Cajüte trat, „heute Nacht habe ich den Star gesehen und den Schlebusch, und jetzt ist jede Spur von ihnen verschwunden. Wie ist das möglich?"

„Ich habe ihn auch gesehen," antwortete der Capitän, „und es ist mir durchaus nicht so unerklärlich, wo der Star geblieben ist. Es war heute Nacht ein Wetter, wie es nicht alle Tage vorkommt, und der Star war ein paarmal so im Gedränge, daß ich seinen Untergang für wahrscheinlich halte. Es thut mir leid um das schöne Schiff und es wäre mir lieber, wenn sich die See mit dem Schlebusch allein begnügt hätte."

Nach einiger Zeit sahen wir in der Ferne die Nordseite der Insel Mallorca, eine lange blaue Bergkette, in welcher die höheren Gipfel mit Schnee bedeckt waren. Wie sehr ich auch für das Meer schwärmte, so war ich nach einer so stürmischen Nacht doch froh, daß wir nun bald wieder festen Boden unter die Füße bekamen. Nach einiger Zeit langten wir in der großen Bai von Alcudia an und ließen dort die Segel und die Anker fallen, befanden uns aber noch eine ziemliche Strecke vom Gestade. Unser Capitän pflegte seine Absichten stets für sich zu behalten oder doch nur mit einigen dunkeln Worten anzudeuten, so daß wir niemals wußten, was er im Schilde führte. Vergebens zerbrachen wir uns auch jetzt den Kopf darüber, warum wir denn eigentlich in dieser öden Bai landeten, wo außer uns kein einziges Schiff zu sehen war. Wir zweifelten sogar daran, ob es auf dieser Insel über-

haupt eine Ansiedelung gäbe. Zwar stand eine Hütte auf dem flachen Strande und es lagen auch zwei plumpe Kähne in der Nähe, aber die Hütte hatte nur noch ein halbes Dach und die beiden Kähne waren bis auf ein Viertel ihrer Länge im Wasser versunken und mit Sand und Schlamm gefüllt; da lag es also wohl nahe, zu glauben, daß der Bewohner einen Ort, wo sich keine Schiffe und keine Menschen zeigten, verlassen habe.

„Das Ausschiffen werden wir wohl selbst besorgen müssen," sagte der Capitän lachend, „denn ich sehe hier weder Privat- noch Regierungsbarken."

Den Befehl der Elbe dem Obersteuermanne übergebend, bezeichnete er eine Anzahl von Matrosen, die ihn an's Land begleiten sollten; ich war auch dabei und freute mich sehr, daß ich die Insel durchstreifen durfte.

Fröhlich griffen die Matrosen zu den Rudern, und in einer halben Stunde befanden wir uns am Strande. Neugierig traten wir in die Hütte; dort fanden wir einen Douanier und einen Küstenwächter. Sie hatten allerdings die Aufgabe, die Augen offen zu behalten, aber die Langweile und das Nichtsthun hatten sie in Schlaf gelullt. Nachdem wir sie heftig gerüttelt hatten, machten sie die Augen auf und waren nicht wenig erstaunt, plötzlich ein Schiff und Menschen zu sehen.

Der Capitän sagte ihnen einige mißbilligende Worte, welche ihnen sehr zu Herzen zu gehen schienen und fragte sie dann, ob nicht einer von ihnen mitgehen könnte, um uns nach Alcudia zu führen."

„Nein, das geht nicht," sagte der Küstenwächter, „wir dürfen keinen Augenblick unsern Posten verlassen, denn wenn wir nicht aufpassen, so kann leicht fremdes Gut an's Land geschmuggelt werden."

„Nun," meinte der Capitän, „schlafen oder uns begleiten, das wird doch wohl auf eines herauskommen, übrigens liegt es mir fern, Euch von Euerer Pflicht

abwendig zu machen. Es wird doch wohl hier herum Hirten geben, die gerne ein paar Franken verdienen."

Weiß Gott, welch' einen verlockenden Klang in aller Welt das Geld hat. Sie hörten kaum davon, so waren sie Beide erbötig und schritten schon vor uns her und führten uns auf einem Pfade, der zu beiden Seiten so dicht mit Agaven besetzt war, daß man sich in Acht nehmen mußte, um an den nadelscharfen Blättspitzen die Glieder nicht zu verwunden. Wir waren noch nicht weit gewandert, als wir an einen großen Sumpf kamen, dessen Oberfläche von einem dichten Dunste bedeckt war, aus dem sich die ewigen Fieber über die Niederung der Insel verbreiten.

Wir hätten deßhalb eigentlich rasch vorüber eilen sollen, aber wir mußten doch unwillkürlich unsern Fuß anhalten, denn überall am Rande standen die hochbeinigen, langhalsigen und buntfarbigen Flamingo's, um sich ihre Beute von den Aalen zu holen, die der Sumpf in Menge beherbergt. Ich hatte diese Vögel früher noch nicht gesehen und war deßhalb nicht wenig erfreut, ihrer hier mit einem einzigen Blicke mehrere Hundert zu überschauen. Auch mancherlei unbekannte Pflanzen sah ich auf dem Wege, so daß mir derselbe sehr lehrreich wurde.

„Dort liegt Alcudia!" sagten unsere Führer, und hielten die Hände auf, um die versprochene Belohnung zu erhalten. Wirklich, da streckten sich seine Doppelmauern mit den Bastionen und Thürmen aus, aber sie machten den Eindruck, als hätten sie seit vielen Menschenaltern keinen Feind gesehen, denn die Risse, welche das Erdbeben hineingemacht hatte, standen noch offen, die Gräben lagen trocken und waren mit Agaven und andern Pflanzen überwuchert, besonders machten sich daselbst die Mohrenfinger breit.

Von einer Thorwache war keine Rede, und so konnte man wohl sehen, daß die Einwohner von Alcudia auf den ewigen Frieden rechneten. Mit einem gewissen Unbehagen zogen wir durch das Thor und

die engen Straßen mit den schlechten, dunkeln, fast fensterlosen Häusern, in denen die blassen, kränkelnden, vom Fieber angehauchten Menschen lebten.

Unser Capitän fragte nach dem ersten Hôtel und wurde von einem zerlumpten Knaben nach einer Posada, dem einzigen Wirthshause der Stadt, geführt. Enttäuscht blieben wir stehen, denn diese Posada hatte nur einen einzigen großen Raum, von dem man nicht recht sagen konnte, ob er Stall oder Zimmer sei, denn an der einen Wand waren eine Reihe von Krippen angebracht, an denen die angebundenen Maulthiere ihre Mahlzeit zu sich nahmen, und an der andern lagen und kauerten eine Anzahl von Leuten, die zwischen Zigeunern und Ziegelbäckern die Mitte hielten. Sie waren bei einem offenen Feuer mit Kochen beschäftigt und sagten uns gleich, daß wir noch nicht an die Reihe kommen könnten, weil sie vor uns dagewesen.

Wir hätten uns nun wohl an einer andern Stelle des großen Raumes ein Feuer anzünden können, aber die sehr schmutzigen Wirthsleute sagten uns, daß wir deßhalb nicht schneller zum Essen kämen, weil sie nur einen Topf hätten, in dem Alles gekocht werden müßte.

Was war zu thun? Da wir Nichts an der Sachlage ändern konnten, so mußten wir uns fügen, standen aber sofort von unserm Vorhaben, dort zu schlafen, ab, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß wir mit den Maulthieren dieselbe Streu getheilt hätten.

Nebenbei gesagt, bemerke ich hier, daß die Maulthiere mit Johannisbrod und Bohnen gefüttert werden, woran sie sich ordentlich mästen. Unser Capitän zog gleich Nutzen aus diesem Umstande. Die Johannisbrodbäume waren unzählig und die Leute sehr arm, folglich konnten die Schoten nicht hoch im Preise stehen. Er winkte dem Wirthe und sprach mit ihm über die Sache. Der Mann machte es wie die Italiener, er forderte viel und ließ sich für Weniges handeln. Wie wir später hörten, hatte er sich anheischig gemacht, für einen lächerlich billigen Preis einige tausend Zentner

Johannisbrod an Bord des Schiffes zu schaffen und dagegen europäische Waaren in Empfang zu nehmen, die im Preise sehr gesalzen waren.

Nach dem Mahle bestiegen wir einen krachenden Karren, der uns durch üppige Getreidefelder dahin führte, während uns rechts die bewaldeten Berge begleiteten. Zuweilen kamen wir durch prächtige Haine von Oelbäumen oder durch das Gestrüpp der Zwergpalmen. Was uns aber am meisten entgegentrat, das waren die hohen Feigenbäume mit Tausenden und Tausenden von Früchten. Dort sah ich auch zum ersten Male die riesigen Cactuspflanzen, an denen die süßen Früchte prächtig gediehen.

Unser Capitän setzte sich bald zu dem Kutscher auf den Bock und belehrte sich über die Preise des Getreides, des Oels und der getrockneten Feigen, sowie auch über die Bedürfnisse der Eingebornen. In Inka angekommen, fanden wir gegen unsere Erwartung eine geräumige, reinliche und hübsch eingerichtete Fonda, wo wir gutes Essen und gute Betten erhielten. Der Wirth war durch den Handel ein vermögender Mann geworden. Sogleich machte er sich an den Kapitän und fragte, ob sie kein Tauschgeschäft machen könnten.

Der Kapitän schüttelte mit dem Kopfe und gab sich den Anschein, als ob es ihm gar nicht um's Handeln zu thun sei. Desto eifriger wurde der Wirth. Er bot Wein, dessen es in Menge dort gab, getrocknete Feigen und Getreide an, und wünschte dagegen Baumwollenstoffe für den gewöhnlichen Mann, wofür er gerade jetzt Verwendung auf der ganzen Insel habe.

Eberheim ließ sich die Weinproben vorsetzen, dann nahm er sein Notizbuch, rechnete hin und her und schüttelte abermals mit dem Kopfe. „Ich kann Nichts dabei verdienen," sagte er, „denn mein Weg geht nach Afrika und die Fracht frißt den Gewinnst auf."

Der Wirth ließ nun bedeutend vom Preise herab und sie wurden endlich auf Getreide, Oel, Wein und Feigen einig. Beide Theile waren sehr zufrieden mit-

einander, aber Beide gaben sich den Anschein, als ob sie schwere Verluste erlitten.

Der Capitän und ich schliefen in einem Zimmer, während die Matrosen in einem großen Saale untergebracht wurden.

Der süße Wein, von dem der Capitän beim Probieren etwas viel getrunken hatte, löste ihm die Zunge. „Junge," sagte er, „wir haben heute ein prächtiges Geschäft gemacht, und ich denke, die Räume der Elbe werden nun so voll gestopft, daß wir nichts Weiteres erhandeln dürfen, denn der Baumwollzeug, welchen ich diesen Leuten ablasse, nimmt wenig Raum ein und die erhandelten Tauschartikel viel. Wir können also morgen früh zum Schiffe zurückkehren, aber ich möchte doch auch einmal die Stadt Palma sehen, und da wir nicht weit mehr davon entfernt sind, so will ich mir den Genuß nicht versagen."

Ich war natürlich gerne dabei und unterließ es nicht, meine Freude darüber auszudrücken. „Junge," sagte er nach einiger Zeit, „Du hast das rechte Zeug zu einem Seemann; halte Deine Augen offen wie bisher und scheue keine Arbeit, so wirst du rasch vorwärts kommen und dereinst selbst ein Schiff commandiren. Nun aber will ich Dir noch Etwas sagen, was ich lieber für mich behalten sollte, aber da ich Dir gewogen bin, so sollst Du es doch wissen. Du schwärmst für das Meer, wie kein Anderer, aber Du bist kein Kaufmann, und deßhalb wirst Du zu Nichts kommen, wenn Du keine Lehre annimmst. Die Rheder benützen die Kraft und die Kenntnisse der Capitäne, um ihre Geldschränke vollzuscharren, und wenn der Seemann steif und alt geworden ist, dann hat er gewöhnlich Nichts zu beißen. Um diesem Schicksale zu entgehen, habe ich einen andern Weg eingeschlagen und Thaler bei Thaler gespart, bis ich endlich eine so große Summe hatte, daß ich meinem Rheder sagen konnte: „Ich möchte auch meinen Profit davon haben. Hier sind meine Ersparnisse. Wollen Sie mich mit denselben Theil nehmen

lassen, so ist es gut; wenn nicht, so muß ich mir einen andern Rheder suchen, oder auf eigene Hand anfangen.

„Einen guten Capitän lassen sie nicht gehen, sondern sind froh, daß er bleibt und mit ihnen theilt. So sollst Du es auch machen, mein Junge, aber es gehört etwas mehr dazu, als das bloße Vorhaben; man muß sich sozusagen von Kindsbeinen an darauf vorbereiten, um mit der Zeit ein ebenso guter Kaufmann als Capitän zu werden. Wie das zu machen ist, das läßt sich eben nicht sagen, aber es lernt sich nach und nach doch, wenn man den rechten Willen dazu hat. Ein Beispiel hast Du an mir; ich war so arm, daß ich die Löcher in meinem Rocke nicht zählen konnte, und ich bin es lange geblieben. Als ich aber einmal ein wenig auf dem Damme war und mich rühren konnte, da rückte ich offen mit der Sprache heraus. Herr Klaus Basel machte im Anfange ein verteufelt böses Gesicht und ging nur mit Widerstreben auf meinen Vorschlag ein, aber schon nach der ersten Reise schaute er aus ganz andern Augen und heute habe ich seine sämmtlichen Schiffe in der Hand und bin eigentlich sein Admiral. Er hat davon den größten Nutzen gehabt und ich habe mich auch nicht schlecht dabei gestanden, denn wenn ich morgen den Capitänsrock ausziehen will, so kann ich wie ein großer Herr leben. Nun wollen wir aber schlafen, denn es ist schon spät, und morgen müssen wir zeitig nach Palma aufbrechen."

IV.

Unser Wirth weckte uns noch vor Aufgang der Sonne und war äußerst liebenswürdig, bot uns sogar an, uns in seinem eigenen Gefähr nach Palma zu bringen. Der Grund seiner Freundlichkeit war nicht schwer zu errathen; er wollte den Capitän verhindern,

daß er noch weitere Einkäufe gegen Baumwollenzeug machte, denn er fürchtete die Concurrenz.

„Nun," entgegnete der Capitän, „ich könnte immerhin noch einige hundert Zentner schöne Mandeln gebrauchen, und ich sehe nicht ein, warum ich den Handel nicht abschließen sollte." „Mandeln?" rief der Wirth, „ich gebe Ihnen meine ganze Erndte umsonst, wenn Sie in Palma eine Frucht finden, die sich mit der meinigen vergleichen kann. Wollen Sie Mandeln, so sind Sie bei mir an der richtigen Quelle."

Also noch ein kleines Händelchen, dann stiegen wir in die bereit stehende Karre mit dem Glasdache und fuhren ab. Wir waren nicht die Einzigen, welche so frühe nach Palma gingen. Unser Wagen kam zuweilen an Schaaren von Landleuten vorüber, welche in Palma ihre Einkäufe für den Hausbedarf machen wollten. Sie schauten uns mit erstaunten Gesichtern an, denn unsere Tracht kam ihnen sehr sonderbar vor. Wir hatten aber ebensoviel Ursache, über die ihrige zu lächeln, besonders über die Mäntel, die allerdings sehr zweckmäßig gegen den Regen waren, aber den Leuten ein sehr lächerliches Ansehen gaben. Sie bestanden nämlich aus einem Ziegenfelle, dessen Kopf- und Halshaut als Kapuze diente, während die Vorderfüße als Achselbänder gebraucht wurden und das übrige Fell vom Rücken niederhing. So sahen die Leute wie aufrecht wandelnde Ziegen aus.

Die Landschaft war mit Olivenhainen, Weingärten und Opuntianfeldern bedeckt, auch fehlte es nicht an Feigen-, Mandel- und Pfirsichbäumen. Der Wirth aber wußte von Allem viel Schlechtes zu sagen und meinte, es sei eine pure Narrheit, hier einen Handel zu machen. Der Capitän gab sich den Anschein, als ob er es glaube, da er doch keine Absicht hatte, etwas zu kaufen.

Bald trat uns in der Ferne Palma entgegen, über dessen graue, hohe Festungsmauern die Dächer der Häuser emporragten und über diese die Kathedrale und das Castell, welche ihrerseits die hohen Waldgebirge

und die blaue See zum Hintergrunde hatten. Das Ganze sah sehr romantisch aus, und es wurde uns zu lang, bis wir die hübsche Stadt erreichten.

Merkwürdiger Weise hatten wir hier abermals große Umstände, ein anständiges Quartier zu bekommen; obschon hier der Sitz der Regierung ist und viele Beamte daselbst wohnen, so fehlt es doch an Gasthöfen, wenigstens an solchen, wo man ohne Ekel ein Mahl einnehmen kann. Unser Capitän, der viel auf eine gute Schüssel hält, schimpfte deßhalb auf Palma und wollte keinen Augenblick länger bleiben, bis er vor einer ziemlich reinlich aussehenden Garküche prächtige Fische bemerkte. Hier ließ er sich nieder und sagte, er wolle nun nicht eher fortgehen, bis er den ganzen Speisezettel durchprobirt habe. Obschon wir ihm in diesem Vorhaben getreu zur Seite standen, so war die Aufgabe doch eine zu riesige und wir mußten bereits abziehen, als wir mit dem vierten Gerichte zu Ende waren.

„Nun, da wir anständig genährt sind," sagte er, „so wollen wir zum Castell hinaufsteigen, um die Aussicht zu genießen." Langsam schlenderten wir hinauf und freuten uns an den fremden Pflanzen, die uns bei jedem Schritte entgegentraten. Endlich hatten wir uns durch die glühende Sonnenhitze hindurch gearbeitet und standen oben am Castell. Palma mit seinen Mauern und Gräben lag steilrecht unter uns, so daß wir in die volkbelebten Gassen hineinschauen konnten. Die blaue Bai und der Molo mit den vielen Schiffen machten das Bild zu einem wirklich schönen.

Unten im Flachlande lagen die zerstreuten Höfe mit den schönen Obstgärten, den blühenden Mandel- und Maulbeerbäumen, den hochragenden Platanen, den Orangen- und Citronenwäldern. Auch fehlte es nicht an Palmen, welche der Landschaft durch ihre lieblichen Blattwedel einen besondern Reiz verliehen.

Herr Eberheim deutete mit dem Finger auf die Bai und zeigte uns die Elbe. „Die armen Burschen,

die daheim bleiben mußten, haben viel entbehrt," sagte er, „aber nächstens, wenn wir wieder anlegen, sollen sie mit, und Ihr bleibt daheim."

Nach einigen genußreichen Stunden kehrten wir nach Inka zurück, Alle sehr zufrieden und froh gestimmt. Da dem Capitän daran lag, daß die erhandelten Waaren recht bald an Bord der Elbe kamen, so ließ er die meisten Matrosen zum Helfen zurück; auch ich mußte dableiben. „Du wirst dabei lernen," sagte er, „und nebenbei Acht geben, daß dieser aalglatte Inkäneſe mich nicht über's Ohr haut." Es war mir ein sehr angenehmer Auftrag, denn der Wirth hatte seine Waaren in verschiedenen, weit auseinander liegenden Dörfern aufgestappelt; einige mußte er erst einkaufen, und so kam ich auf der Insel herum und sah vielerlei Dinge, die mir sonst unbekannt geblieben wären.

Jeden Morgen gingen die Fuhren mit einem von mir angefertigten Verzeichnisse nach der Bai und wurden von dort mit einem unserer Boote an Bord der Elbe gebracht. Nach acht schönen, für mich unvergeßlichen Tagen hatte der Capitän seine Waaren und der Wirth seine Baumwolle. Wir lichteten also wieder die Anker.

Unser Schiff war nun so vollgepfropft, daß nichts Neues hinein konnte, wenn wir von den vorhandenen europäischen Waaren keine verkauften.

„Der Tauschhandel kann uns jetzt keinen Nutzen mehr bringen," sagte er; „ich muß jetzt darauf Bedacht nehmen, meine Waaren gegen baares Geld zu verkaufen. Halt," sprach er nach einer Weile; „wenn der alte Jack noch lebt, dann kann ich die Sache auch anders machen; er hat sich zwar zur Ruhe gesetzt, aber er würde mir doch den Gefallen thun. Wir wollen ein wenig nach Algier hinüberschiffen, um den Boden zu sondiren."

Die Entfernung war nicht besonders groß und das Wetter angenehm; also konnten wir es schon wagen, ohne viel dabei zu verlieren. Unser Capitän war

immer sehr schnell zum Handeln entschlossen; so auch jetzt, er ließ den Kiel nach Süden lenken und wir zogen mit gutem Winde dahin ab. Am folgenden Tage gegen Abend legten wir schon im Molo der Stadt Algier an.

Ich werde diesen Anblick so bald nicht vergessen, denn er war von Allem, was ich bisher gesehen hatte, ganz verschieden. Der Mond ging gerade auf, als wir, nach ziemlich langer Arbeit, fest vor Anker lagen, und wir hatten nun Zeit, uns die Stadt vom Bord des Schiffes aus recht genau zu besehen. Es wurde uns um so leichter, weil der Mond außergewöhnlich hell schien.

Die blendend weißen Häuser, welche sich den Berg hinaufzogen, sahen eher wie eine Todtenstadt, als wie eine Wohnung der Lebendigen aus, denn man sah nirgends ein Fenster, sondern nur jene dicht aneinandergereihten viereckigen Bauten, die man leicht für Festungswerke, Kasematten und Leichenhügel ansehen konnte.

„Ja," antwortete der Capitän auf meine Bemerkung, „es sieht allerdings so aus, aber ich kann Dir die Versicherung geben, daß in diesen weißen Steinhaufen Menschen wohnen und in denselben arbeiten und handtieren, wie die Leute bei uns, wo auch das ärmste Häuschen Thüren und Fenster hat; aber diese Art zu bauen hat doch ihren guten Grund. Bei der glühenden Sonnenhitze, welche den ganzen Tag und bis in die Nacht hineinherrscht, müssen die Leute auf Schatten Bedacht nehmen; deßhalb liegen die Fenster nach Innen, wo es einen viereckigen Hof mit Säulengängen und Springbrunnen giebt. Morgen wirst Du sehen, daß es sich daselbst ganz angenehm leben läßt. Siehst Du die grünen Baumspitzen, welche hier und dort bei den Häusern emporragen? Das sind Palmen, welche häufig in den innern Hofräumen an den Brunnen stehen."

Einige Minaretsthürme ragten schlank und hoch aus den Steinmauern empor und waren erleuchtet, so daß sie einen matten Schein über die flachen Dächer

warfen. Es wurde eben von ihrer Höhe herab die Stunde des Gebetes abgerufen, und ich konnte mir vorstellen, wie die braunen Bewohner jetzt zum Herrn beteten und bei demselben ihre Anliegen vorbrachten.

Auf unserm Schiffe wurde das Beten im Allgemeinen sehr vernachlässigt, und ich muß gestehen, daß ich mir in dieser Hinsicht ebenfalls viele Fehler zu Schulden kommen ließ, aber das Rufen von den Minarets herab machte einen so tiefen Eindruck auf mich, als ob ich die Stimme meiner Mutter vernehme, die mich ermahne, nicht länger meine Pflicht zu versäumen. Ich schämte mich, ging in meine Coje hinab, fiel auf meine Kniee und betete wieder einmal so innig, wie zur Zeit, als ich noch mit den Eltern in dem lieben Hönnethale lebte.

Ich wollte es ganz stille und verstohlen thun, damit mich die Matrosen nicht verlachten, aber es war doch bemerkt worden. Als ich mich von den Knieen erhob, stand der Capitän hinter mir. Er klopfte mir auf die Schulter und sprach: „Recht, Heinz! In diesem Stücke kann ich noch von Dir lernen. Es ist ein ewiger Jammer und eine Schande, daß wir Seeleute so wenig fromm sind. Auf dem Meere sind wir so wehrlos, daß ein Hauch aus dem Munde Gottes hinreicht, um uns in den Abgrund zu blasen, und doch leben wir so gottlos in den Tag hinein. Von jetzt ab soll das aber anders werden; ich will den alten Brauch wieder einführen und die Mannschaft jeden Abend um den großen Mast versammeln. Das Gebet schadet am festen Lande auch nicht, aber auf der See, wo wir von so vielen Gefahren umringt sind, muß es erst recht geschehen."

Das war nicht in den Wind gesprochen; er hielt Wort, und kein Abend verging, ohne ein gemeinschaftliches Gebet.

Am folgenden Morgen erhielt die Hälfte der Mannschaft, welche auf Mallorca an Bord hatte bleiben müssen, Urlaub; sie durften den ganzen Tag bis zum

Abendgebet nach Belieben in der Stadt umherschweifen. Ich aber ging wieder mit dem Capitän.

Wir stiegen bergaufwärts und waren überall von wild verwachsenen Cacteen und Aloen begleitet. Wenn wir daheim so ein armseliges Pflänzlein im Topfe haben, so sind wir wunders stolz darauf, und hier kann man kaum einen Fuß vor den andern setzen, ohne hohe Hecken davon zu sehen. Dagegen sind unsere Straßen wahre Prachtbauten gegen die dortigen engen und winkeligen Gäßchen, die oben noch sogar zuweilen auf längere Strecken zugewölbt sind, so daß man fast immer im Halbdunkel wandert und seine liebe Mühe hat, um an den Eseln, Maulthieren und schreienden Lastträgern ungeschoren vorbei zu kommen.

Der alte Jack sollte in der Hauptstraße Babazem wohnen, aber wo, das wußte auch der Capitän nicht. „Was soll's," sagte er, „ich habe in Aegypten und Indien so oft einen alten verschollenen Freund aufgefunden, daß ich nicht daran verzweifle, auch hier zurecht zu kommen."

In der Straße Babazem ist es fast, wie in Rom auf dem Corso und in Neapel auf dem Toledo; es reiht sich da nämlich Laden an Laden, und man sieht in den Schaufenstern die ganze Herrlichkeit von Algier liegen; ich sah mir fast die Augen aus, so fremdartig waren mir die meisten Dinge. Ebenso ging es mir mit den Einwohnern, die nicht allein in der Kleidung, sondern auch im Gesichtsschnitte und in ihren Manieren so gänzlich von allem Europäischen abwichen.

Der Capitän sprang bald hier, bald dort in einen Laden und fragte nach dem alten Jack, aber die Araber kannten den alten Jack nicht. Es wunderte mich, wie Eberheim mit diesen Leuten umging; er faßte sie an, drehte sie herum, schob sie nach Rechts und Links, und geberdete sich, als ob er auf dem intimsten Fuße mit ihnen stünde, und sie ließen sich Alles von ihm gefallen und freuten sich, daß er mit ihrer Sprache so prächtig fertig wurde.

Indessen fanden wir den alten Jack immer noch nicht, obschon wir fast am Ende der Straße Babazem angekommen waren. Am vorletzten Hause stürzte er plötzlich in einen Laden, drängte sich durch die Käufer, faßte den arabischen Kaufherrn am Kragen und schloß ihn in die Arme, indem er ausrief: „Bei Allah und seinem Propheten, so habe ich doch endlich den alten Jack gefunden. Junge, Du hast Dich vortrefflich gehalten, noch keine Glatze, auch keine weißen Haare in dem alten Prophetenbarte! Nun, mein Junge, wirf die Elle weg, und verbringe den Tag mit dem Giaur, Deinem alten Freunde!"

Der Araber schaute ihn vom Kopfe bis zum Fuße an und sagte schließlich: „Mein Herr, ich kenne Sie nicht!"

„Kennst mich nicht?" schrie der Capitän; „kennst Deinen alten Freund Eberheim nicht mehr. Da soll Dir doch ein altes Bugspriet durch den Bauch fahren! Kennst den Eberheim nicht mehr?"

Dem Araber fing es nun an zu dämmern. „Eberheim," sagte er, „ja nun verstehe ich, aber ich bin nicht der alte Jack; es ist mein Vater, dem sie auf See den Namen gegeben haben."

Der Capitän griff sich nun an den Kopf und sagte: „O, ich alte Drehbasse ich; freilich, Du kannst ja nicht Dein Vater sein, und er muß auch längst weißes Haar haben. Aber wo finde ich denn Deinen Vater, Du liebenswürdiger Ellenbaron?"

„Mein Vater wohnt nicht in der Stadt, sondern außerhalb Algier; ich werde Ihnen einen Wegweiser mitgeben.

Ben Ezrael, komm einmal her, und zeige den Herren da das Haus meines Vaters."

Ben Ezrael kroch aus einer Ecke des Magazins hervor und präsentirte sich als ein halbwüchsiger Junge mit brandrothem Haar und braunschwarzer Gesichtsfarbe. Die Aufgabe schien ihm nicht recht zu gefallen, und er hielt uns offenbar nicht für wirkliche und veri-

table Menschen, denn er wich uns scheu aus und war uns immer zwanzig Schritte vor.

„He Rothschild," rief der Capitän, „laufe doch nicht so voraus, wir haben Dir sehr interessante Dinge zu erzählen. Weißt Du, ich habe einen Gruß an Dich von Deinem Vetter in Frankfurt!"

Der neue Rothschild wollte aber weder von seinem Frankfurter Vetter, noch sonst etwas hören, so daß der Capitän ihm zurief: „Wenn Du glaubst, wir seien Menschenfresser, so bist Du schief gewickelt; ich gebe Dir die heiligste Versicherung, daß ich für die ganze Provinz Algier nicht in Deine dreckigen Waden beißen möchte."

Der alte Jack wohnte ziemlich hoch hinauf am Berge. Rothschild zeigte mit dem Finger auf das allein liegende Haus, und machte sich dann wie der Wind von dannen.

Das Haus des alten Jack unterschied sich in Nichts von den übrigen Häusern, nur war es recht groß und hinter demselben am Berggelände lag ein hübsch bepflanzter Garten. Ein Mann mit einem Turbane, der halb wie ein Araber, halb wie ein Türke gekleidet war, ging in demselben auf und ab und rauchte seine Pfeife.

Der Capitän blieb stehen und sagte: „Laß mich den Doppeltnationalen doch ein wenig näher ansehen, damit ich am Ende nicht den Dey für den alten Jack ansehe. Nein, er ist es wahrhaftig."

Mit schnellen Schritten eilte er auf die Cactushecke zu und rief: „Bist Du's, alter Jack, oder muß ich noch einen Andern suchen?"

Der Araber hielt seinen abgemessenen Schritt an, richtete die ernsten Augen auf den Fremdling und schaute ihn eine Weile an. Jetzt hatte er seinen früheren Gefährten erkannt, und mit dem Ernste und den gemessenen Schritten war es vorbei.

„Komm zum Thore," sagte er; „hier würdest Du Dir Arme und Beine aufschlitzen."

Wir eilten dem Thore zu, und da es weit offen

stand, so gingen wir hindurch und standen dem Araber bald gegenüber. Die beiden Freunde fielen sich in die Arme und küßten sich tapfer ab.

„Nun bin ich doch sicher, daß Du nicht Dein Sohn bist," sagte der Capitän. „Halt, was ich sagen wollte, mein Junge, hast Du nicht hier herum ein verstohlenes Gartenhaus, wo Du einem verdürstenden Giaur einen Schluck Wein geben könntest?"

„Wein, so viel Du trinken magst, alter Freund," sagte der Araber, und führte uns in den kühlen Hof seines Hauses, einen mit Marmorsäulen umstandenen Kreis, in dessen Mitte ein Springbrunnen seine Strahlen hoch emporsendete.

Ein braunes Mädchen, welches mit den Fischen im Bassin spielte, erhob sich bei unserm Eintritte und wollte rasch verschwinden, aber der Araber gab ihr den Befehl, rasch eine Mahlzeit an den Brunnen zu bringen.

Während die beiden Alten sich der vergangenen Zeiten erinnerten und sich ihre Erlebnisse wieder in's Gedächtniß riefen, stand ich bei den Fischen und freute mich an ihren lebhaften Bewegungen und an dem Glanze ihrer Schuppen.

Bald kam das Mahl und dazu Wein in geschliffenen Krystallflaschen; Alles sah recht einladend aus, und mein Capitän griff auch sogleich zu.

Nachdem er den ersten Hunger und Durst gestillt hatte, hob er an: „Alter Jack, in Deinem Turban, dem bunten Schlafrocke, den gestickten Pantoffeln und mit der langen Pfeife siehst Du mir nicht darnach aus, als ob Du noch einmal eine Seefahrt machen würdest."

„Du weißt ja, daß ich schon längere Zeit den Capitän an den Nagel gehängt habe."

„Ja, aber ich dachte so zwischendurch noch einmal."

„Auch das nicht, Eberheim. Ich bin an die Scholle gebunden, denn ich habe einen Handel mit europäischen Waaren begonnen und ich stehe mich gut dabei, denn die Artikel gehen reißend ab. Selbst die Söhne der Wüste wollen jetzt irgend ein europäisches Kleidungs-

stück am Leibe haben, und da sie den Werth nicht kennen, so zahlen sie mit Vergnügen den zehnfachen Preis. Ich kaufe im Großen und mein Sohn hält ein Magazin auf der Straße Babazem, wo es im Kleinen wieder abgeht. Zuweilen aber reise ich auch in die Wüste, und ich sage Dir, das sind wahre Geldtage. Beim Propheten, diese braunen Kinder Allah's werfen ihre Producte ordentlich weg, nur um ein buntes Halstuch oder eine schlechte Taschenuhr und dergleichen zu bekommen."

„Hm, hm," antwortete der Capitän, „das kommt mir ungelegen. Ich bin eigentlich extra von Mallorca herübergekommen, um Dich zu bewegen, mein Schiff nach Hamburg zu führen."

„Und wie hängt denn das zusammen, mein Freund?"

„Das will ich Dir sagen; ich bin eigentlich auf dem Wege nach Südafrika, habe mich aber vielfach in Tauschgeschäfte eingelassen —"

„Alles verkauft?" fragte der Araber hastig.

„Nein, Alles noch nicht lange, aber das könnte und dürfte ich auch ja nicht, sonst hätte ich Nichts mehr für meinen Handel nach Südafrika."

„Da weiß ich Dir einen bessern Vorschlag, mein Freund; um Deine Waaren los zu werden, brauchst Du nicht erst nach Südafrika zu gehen; ich bin ja auch Handelsmann und gewähre Dir im Tauschgeschäfte die höchsten Preise."

„Ah," antwortete der Capitän, „Du bist ein alter schlauer Fuchs, und wirst mich über das Ohr hauen. Als Schiffscapitän bin ich Dir schon gewachsen, aber als Handelsmann kann ich Dir das Wasser nicht reichen."

Der Araber fühlte sich über dieses Lob nicht wenig geschmeichelt; indem er sich den Bart strich, gab er zur Antwort: „Du läßest Dich nicht übervortheilen, das kenne ich schon. Laß Deinen ganzen Vorrath hier, pfropfe Deine Elbe voll hiesiger Waaren, bringe sie nach Hamburg und komme dann mit neuen Waaren hierher. Wir haben Beide Vortheil davon."

Die beiden Männer kamen endlich dahin überein, daß sich der alte Jack mit nach dem Schiffe begeben sollte, um seine Vorräthe in Augenschein zu nehmen. Wir gingen also zusammen den Berg hinab und begaben uns nach dem Schiffe, wo sich der Araber und mein Capitän in die Cajüte einschlossen und lange miteinander verhandelten. Sie waren Beide ein paar harte Köpfe, wenigstens gaben sie sich den Anschein, denn sie schrieen und gesticulirten, als ob sie einander die Ohren abreißen wollten. Der Araber lief zwanzigmal fort und schwur beim Propheten, daß er nicht kaufen wolle. Wenn sich aber die Matrosen bereit machten, um ihn an's Land zu setzen, dann kehrte er wieder zurück.

Endlich war der Handel geschlossen, und die Waaren wurden gegen einen Handschein des Arabers verladen, wogegen dieser sich anheischig machte, seine eigenen Waaren schon am folgenden Tage zu schicken.

So geschah es auch; wir hatten mehrere Tage mit dem Einladen zu thun, und endlich war unser Schiff so voll, daß keine Citrone mehr hineingekonnt hätte. Mit den Waaren, welche wir jetzt besaßen, konnten wir nicht nach Südafrika, wir würden keine Geschäfte damit gemacht haben; dagegen waren sie für Hamburg vortrefflich, und der Capitän machte mir gegenüber kein Hehl daraus, daß der Gewinnst ein ganz enormer sei; aber das Rückfahren nach Hamburg gefiel ihm nicht.

„Es ist wie verwünscht," sagte er, „ich brauche sonst nur die Nase in's Meer zu stecken, so begegnet mir eines von Herrn Klaus Basel's Schiffen, aber jetzt halte ich vergebens Umschau. Da ist der Max, die Susanna, der Blocksberg und die Hansa, die schwimmen alle auf dem Mittelmeere herum und müßten zu meiner Verfügung stehen. Wenn ich nur wüßte, wo eines derselben steckt! Aber so geht's immer, was man nothwendig braucht, das hat man nicht. Ich

werde mich am Ende noch entschließen müssen, meine Waaren um geringern Preis in Marseille abzusetzen und dort wieder neue Einkäufe zu machen."

V.

In der Hoffnung, daß eines oder anderes der genannten Schiffe in den Hafen einlaufen möchte oder daß er doch bei andern Schiffen Erkundigungen einziehen könne, blieben wir noch einige Tage liegen und der Capitän gab mir volle Freiheit, umherzulaufen.

„Was ist denn das für eine Kirche?" unterbrach er sich mitten in der Erzählung, indem er mit dem Finger nach dem Berge wies.

„Das ist die schöne Klosterkirche von Remagen," antwortete meine Frau; „sie ist ganz von Düsseldorfer Künstlern gemalt, und es lohnte sich wohl der Mühe, hier auszusteigen."

„Aussteigen?" rief ich ganz erschrocken, denn ich dachte an den schwarzen Koffer. „Wo bleibt dann unser Gepäck?"

„Es bleibt in Bingen an der Expedition stehen," antwortete Heinz, und damit es auch sicher geschah, begab er sich zum Capitän und bat denselben, darauf zu achten.

Das Boot verlassend, stiegen wir den Berg hinauf und besahen die Kirche. Sie gefiel ihm ausnehmend gut, und er war überhaupt ganz entzückt vom Rheine.

„Großartig ist die Landschaft allerdings nicht," sagte er, „aber es ist Alles so durch und durch deutsch, daß es einen anheimelt." Langsam stiegen wir wieder den Berg hinab und begaben uns zu Caricola's dicht am Rheine liegendem Gasthofe, wo wir die Aussicht auf den Strom und die Berge hatten und das nächste Boot am bequemsten erwarten konnten.

Die Frauen drängten ihn, weiter zu erzählen. Er that es gleich: Ich schlenderte also oft auf den Bergen von Algier umher und kam zuweilen auch an Zelten vorbei, welche wandernde Araber im Freien aufgeschlagen hatten. Vor denselben pflegten die Männer in äußerst gravitätischer Haltung zu sitzen, obschon ihnen der zerlumpte und oft sehr zerrissene Haik eben nicht viel Vorrecht auf eine solche stolze Haltung gab. Zuweilen hatte auch einer von ihnen den wallenden Burnus an, der fast bis auf die nackten oder mit Fellen umwickelten Füße ging.

Ein solcher Araber, von dem ich eben nicht sagen konnte, daß er mir viel Vertrauen einflößte, winkte mir heran und bot mir von den Datteln, welche er in einer Schachtel auf den Knieen stehen hatte. Ich nahm sie und griff in die Tasche, um ihm ein Geldstück dafür zu geben; aber er zog die Hand zurück und sprach in einem ganz verständlichen Deutsch: „Ich habe es nicht für Geld gethan."

Meine Verwunderung war natürlich nicht geringe. Wie kam dieser braune Araber an das Deutsche? War ich denn wirklich im Hafen von Algier oder befand ich mich wieder in Hamburg?"

Sie wundern sich, daß ich deutsch spreche," nahm er das Wort, „aber es ist gar nicht zu verwundern, denn ich bin auch Matrose, wie sie, und habe zehn Jahre auf einem deutschen Schiffe gefahren. Ich sehe, daß Herr Eberheim Ihr Capitän ist; er war auch früher der meinige, und wir sind wegen geringfügiger Ursachen auseinandergekommen. Wollen Sie nicht so freundlich sein, Ihren Capitän zu fragen, ob er nicht den Jussuf Berwit wieder in Dienst zu nehmen wünscht? Wollen Sie?"

„Warum nicht, Jussuf? Es ist ja nur eine kleine Gefälligkeit, die mir keine Mühe macht."

„Gut," entgegnete er, „ich werde mich morgen um die Mittagsstunde an Bord der Elbe einfinden, um zu hören, was der Capitän gesagt hat."

Die Bekanntschaft war bald gemacht, aber auch die Unterredung hatte bald ein Ende. Er ging in sein Zelt, um zu schlafen und ich kehrte zur Elbe zurück, wo ich dem Capitän sofort Mittheilung über den Vorfall machte."

„Jussuf Berwit," entgegnete er. „Nun, ich habe mir immer gedacht, daß er noch einmal wieder kommen würde. Ist mir sehr angenehm, denn er war stets einer meiner besten Matrosen, aber ich weiß noch gut, wie wir auseinander gekommen sind. Der Schlebusch hatte damals eine kleine Revolte angezettelt; es war eigentlich ein Complott gegen meine eigene Person. Wie es bei uns immer Mode war, ließ ich die Mannschaft um den Mast treten und begehrte von ihnen das Urtheil.

Alle sagten: „Schuldig," und übertrugen mir den Urtheilsspruch. In einem Anfluge von Großmuth schenkte ich ihm die Strafe und forderte ihn nur auf, sich künftig zu erinnern, daß es in meiner Hand stehe, ihn niederzuschießen.

Jussuf Berwit war mit meiner Milde sehr unzufrieden. „Herr Capitän," sagte er, „dieser Schlebusch ist ein notorischer Lump, und wenn Sie sich etwas von ihm gefallen lassen, so beleidigt das Ihre Leute."

Da ich ihm Ruhe gebot, so wurde er noch mehr erhitzt und sagte geradezu, mit einem solchen Lumpen, wie der Schlebusch sei, könne er nicht auf demselben Schiffe bleiben.

Nun wurde ich auch hitzig, und da ein Wort das andere gab, so ließ ich ihn zuletzt in der Nähe von Tunis aussetzen. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber ich muß bekennen, daß ich meine damalige Hast oft bereut habe, denn der Jussuf war ein guter Kerl und ein sehr brauchbarer Seemann, wogegen der Schlebusch keine einzige Tugend an sich hatte."

„Er darf also kommen?" fragte ich den Capitän.

„Gewiß und je eher, desto lieber."

Mit diesem Bescheide wartete ich am Ufer die

bezeichnete Stunde ab; da kam Jussuf mit einem Bündel daher und fragte: „Wie ist es ausgefallen?“

„Gut, Jussuf, wenn Sie wollen, können Sie gleich mit hinüber zur Elbe fahren.“

„Ich hatte auf einen solchen Bescheid gerechnet,“ gab er zur Antwort, und deßhalb habe ich gleich mein ganzes Vermögen mitgebracht; rudern wir hinüber!“

Wir sprangen in das Boot und ergriffen die Ruder. An Bord angekommen, reihte sich Jussuf gleich in die Reihen der Matrosen, und wartete nicht lange, ein Examen abzulegen. Diese Art und Weise schien auch dem Capitän am besten zu behagen, denn er sah aus der Ferne zu, ohne eine Miene zu verziehen. Nachher kam er wie zufällig in seine Nähe und sprach: „Es ist gut, daß Dein Urlaub vorüber ist, Jussuf. Halte Dich wacker und brav.“

„Ich hätte ein Wort mit dem Capitän in der Stille zu reden,“ sagte Jussuf.

Die beiden Männer gingen zusammen in die Cajüte, und, wie ich später erfuhr, fand folgendes Gespräch statt:

„Herr Capitän, der Lump ist wieder um die Wege.“

„Ich weiß es; er dient auf dem Star.“

„Und weiß der Herr Capitän auch, was der Star ist?“

„Ich denke ein Handelsschiff, Jussuf, oder hast Du andere Ansichten?“

„Ganz andere, Herr Capitän. Ich will mich kielholen lassen, wenn der Star nicht ein Raubschiff ist?“

„Ein Raubschiff? das wolle Gott nicht.“

„Aber es ist so; ich wette meinen Hals dagegen, daß es so ist.“

„Hm, wir werden ihm also ein wenig auf den Leib gehen müssen, wenn er uns begegnet.“

„Nein, darauf dürfen wir nicht warten. Wir

müssen ihn aufsuchen, und glücklicher Weise kann ich Ihnen sagen, wo ungefähr wir ihn finden können!"

„Wo denn, Jussuf?"

„Der Star betrachtet die tunesischen Gewässer als seine Domäne."

„Das wäre! So wollen wir noch heute Nacht in dieselben einbrechen; es führt mich ohnehin ein wenig der Heimath zu."

Sofort wurden die Anker gelichtet, und die Elbe schwamm mit ihrer ungeheuern Last ruhig und majestätisch in's Meer. Der Wind faßte mit voller Kraft in die Segel und bauschte sie hoch auf, so daß wir rasch vorwärts kamen.

Am folgenden Tage stand der Capitän am Fockmaste und rechnete in Gedanken nach, wie viel er ungefähr auf der bisherigen Fahrt verdient habe, da scholl ein dumpfer Kanonendonner über das Meer. Alle spitzten die Ohren und der Capitän rief: „Heinz Werner, in den Mastkorb!"

Ich sputete mich hinauf, denn ich konnte klettern wie eine Katze. Als ich oben angekommen war, donnerte abermals ein Kanonenschuß.

„Teufel, da ist etwas nicht richtig," murmelte ich, und ließ meine Augen umherspazieren. Ich sah zwei Schiffe; das vordere machte die furchtbarsten Anstrengungen, um schnell voran zu kommen, und das hintere hatte alle Segel beigesetzt, um das vordere einzuholen. Dieses feuerte jetzt abermals einen Schuß ab, und ich konnte deutlich sehen, wie die Kugel in's Wasser fiel."

„Herr Capitän," rief ich aus der luftigen Höhe herab; „ich glaube, wir sind im Kielwasser eines Piraten."

„Wie sieht das Schiff aus?" fragte er.

„Alles schwarz, Masten und Segel."

Er nahm nun sein Fernrohr. „Verflucht wahr!" rief er. „Alle Segel an den Wind, damit wir dem Bedrängten beistehen!"

Unser Schiff ächzte ordentlich, so faßte es der

Wind, und wir schossen dahin, wie eine Kugel, die aus dem Laufe fliegt. Jetzt konnte die ganze Mannschaft die beiden Schiffe mit bloßem Auge sehen.

„Was hältst Du von der Sache?“ fragte der Capitän unsern Araber, der eben vorüberging.

„Halte davon, daß es der Star ist. Er hat sich in irgend einem Winkelhafen schwarz anstreichen lassen. Das ist so seine Taktik; wenn er einen Seeraub begangen hat, dann ändert er seine Farbe, damit man ihn nicht wieder erkennen soll.“

Er hatte wahrhaftig Recht; es war dieselbe Bauart, dieselbe Bewegung.

„Nun, es wird ihm diesmal schwer halten, sich weiß zu waschen,“ sagte der Capitän. „Wahrhaftig, da läßt er seine Kanonen wieder spielen, aber der Verfolgte hat sich umgewendet; er schießt nun ebenfalls. Prompt gezielt, wahrhaftig prompt! der Star hat eine tüchtige Ladung in seine Breitseite bekommen. Halt, spielt denn der Teufel mit mir oder ist es wahr? das bedrängte Schiff ist unsere Hansa.“

„Ja wohl, die Hansa, rief jetzt die ganze Mannschaft, und nun ging es aber auch darauf los, was das Zeug hielt. Als wir in Schußweite waren, commandirte der Capitän zum Schießen. Die Kugeln waren trefflich gezielt, denn sie fegten in die Raubmannschaft hinein, daß es eine Art hatte.

Der Star hatte sich eines Angriffs von dieser Seite nicht versehen. Nachdem er noch eine Ladung abgegeben hatte, schwenkte er um und begab sich auf die Flucht.

So hatten wir der Hansa einen großen Dienst erwiesen, ohne es recht zu wissen. Unser Capitän hatte im ersten Augenblicke nach dem Siege die Absicht, den Star zu verfolgen, aber die Erwägung, daß seine werthvolle Ladung dabei zu Grunde gehen konnte, hielten ihn davon zurück.

Sowohl die Bemannung der Hansa, als auch der Elbe freute sich des unerwarteten Begegnens und noch

mehr des glücklichen Gefechtsausganges. Eberheim ließ die beiden Schiffe Bord an Bord legen und ersuchte den Capitän der Hansa, auf die Elbe zu kommen.

Eberheim erkundigte sich zuerst nach der Ladung der Hansa.

„Wir haben unsere Ladung schon seit vier Wochen in Kairo gelöscht," antwortete der Capitän, „aber wir konnten nicht zurück, weil wir fortwährend von diesem verfluchten Raubschiffe verfolgt wurden. Der Seeräuber hat jedenfalls Kenntniß davon, daß die Hansa eine große Geldsumme birgt, sonst hätte er uns nicht so hartnäckig auf dem Halse sein können. Ich glaube dieses um so mehr annehmen zu können, weil ich auf dem Raubschiffe den Schlebusch bemerkt habe. Der Kerl kennt ja alle unsere Schiffe, und natürlich kommt nun auch noch die Rache dazu."

„Ich hoffe zu Gott," sprach Eberheim, „daß ich den Strolch einmal zwischen die Finger bekomme; dann aber mache ich auch kurzen Proceß mit ihm und sorge, daß er keinem Menschen mehr lästig wird. — Hast Du einen speciellen Auftrag?" fragte Eberheim.

„Nein," gab der Capitän zur Antwort. „Es ist mir im Gegentheil von Hamburg ein Schreiben zugegangen, Deine Befehle entgegen zu nehmen, wenn ich Dich treffe, wenn nicht, so soll ich nach eigenem Ermessen Rückfracht suchen."

„Ich denke, wir wechseln die Schiffe," entgegnete Eberheim; „Du segelst mit der Elbe nach Hamburg und ich setze meinen Weg nach dem Süden fort. Die Elbe ist vollgepfropft von den besten Waaren, und Herr Klaus Basel wird sie mit Freuden empfangen."

„Schon gut, aber die Hansa ist leer, hat nur Ballast an Steinen. Da wirst Du mein Geld nehmen müssen, um Einkäufe zu machen."

„Habe selber Geld genug; es fragt sich nur, ob die Hansa einen Schmiß mitbekommen hat, der sie seeuntüchtig macht."

„O, so leicht läßt sie die Ohren nicht hängen,

und der Star würde nicht den Muth gehabt haben, mit uns anzubinden, wenn ich so viel Soldat wäre, wie Du."

Die Hansa wurde nun einer genauen Revision unterworfen, und da sie nur ein paar unschädliche Kugeln hatte, was leicht wieder in Ordnung gebracht werden konnte, so wurde die Umsiedelung sofort bewerkstelligt.

„He, Heinz," sagte der Capitän zu mir, „wie steht's? Willst Du wieder nach Hamburg zurückkehren, oder ziehst Du es vor, noch weiter mit mir zu segeln?"

„Wenn der Herr Capitän mir die Wahl läßt," gab ich zur Antwort, „so möchte ich mit nach dem Süden."

Er klopfte mir auf die Schulter, lachte vergnügt und sagte: „Hast mir bisher gute Dienste geleistet, werde Dich aber auch unter meine Flügel nehmen und für Dein Fortkommen sorgen."

Ein großes Kauffahrteischiff kam jetzt des Weges, welches ebenfalls Kanonen an Bord hatte. Eberheim rief es an und fragte, wohin sein Curs gehe.

„Nach Bremen," gab es zur Antwort.

„Mein Junge," rief er dem Capitän der Hansa zu, „halte Dich in dieser Gesellschaft; zu Zweien werdet ihr schon im Stande sein, dem Star oder jedem andern Seeräuber auf die Finger zu klopfen."

Der Capitän fand den Rath gut. Eberheim schrieb noch schnell einen Brief an seinen Rheder, dann nahmen wir Abschied von einander; die Kanonen wurden gelöst, die Hüte geschwenkt, und mit lautem Hurrah segelten wir verschiedene Wege.

„Junge, das giebt ein Fressen für Dich," sagte er zu mir, „wir werden jetzt an der italienischen Küste unsere Einkäufe machen und dann nach Süden steuern."

Mir war Alles recht, ich wollte die Welt sehen und den Seedienst kennen lernen. Zu beidem hatte ich vollauf Gelegenheit.

Die Hansa flog also mit dem Winde nach Norden und segelte Tag und Nacht im schönsten Wetter, bis wir den wunderbar schönen Golf von Neapel erreichten. Im Molo legten wir bei. Dort wimmelte es von Schiffen aller Nationen und ich hatte rechte Gelegenheit, die Flaggen der seefahrenden Völker zu studiren.

Der Capitän, welcher mir sehr wohl wollte, und dem ich fast unentbehrlich geworden war, weil ich meistens die schriftlichen Arbeiten besorgte und die Bücher führte, pflegte mich überall mitzunehmen, theils, weil er mich brauchte, theils, weil er darauf bedacht war, mir immer etwas Neues zu zeigen und mich in den Handel einzuweihen.

Schon am ersten Tage verließen wir die Hansa und gingen in die Stadt. Der Capitän nahm im Gasthofe sogleich einen Commissionär an und legte ihm eine Liste der Gegenstände vor, die er einkaufen wollte.

„Machen Sie sich auf die Sohlen," sagte er, „und scheuen Sie beim Auftreiben der Waaren keine Mühe. Lassen Sie aber Alles so übersichtlich ordnen, daß ich ohne viel Zeitverlust abschließen kann. Aber merken Sie sich Folgendes, mein Freund: Ich kenne Euch Italiener und weiß, wie Ihr die Preise zu schrauben sucht. Damit werden Sie bei mir kein Glück haben, denn ich bin in diesen Dingen kein Neuling. Behagen mir die Preise nicht, so segle ich nach Genua oder Venedig und Sie verlieren die Provision. Also nochmals, schnelle Bedienung, billige Preise und gute Waare."

Salvio, so hieß der Commissionär, gab zur Antwort: „Erinnern Sie sich, Signore Eberheim, daß ich vor zehn Jahren Einkäufe in Palermo für Sie machte. Sie waren damals zufrieden."

Der Capitän schaute sich den Mann genauer an und sprach: „Ich hätte Dich fast nicht wieder erkannt, Salvio. Nur zu, Du verdienst manchen hübschen Scudo dabei."

Salvio ging, und der Capitän bestellte Austern und neapolitanische Leckerbissen, von denen ich die wenigsten kannte, dann winkte er durch das Fenster einem Veturino und gab ihm den Auftrag, uns bis zum Abende langsamen Schrittes durch Neapel zu fahren. Ich weiß nicht, ob Sie schon dagewesen sind, jedenfalls ist es eine von den Städten, die jeder Fremde sehen sollte. Abgesehen von der herrlichen Umgebung bietet die Stadt selbst sehr viel Sehenswürdiges und sie ist so belebt, daß man in den Hauptstraßen kaum im Stande ist, sich durch die Volksmenge und die Wagen zu drängen. Die wenigsten Straßen liegen in der Ebene, die meisten steigen bergan, und die Feste St. Elmo ist gleichsam die Krone über diesem Meere von Dächern und Thürmen. Merkwürdiger Weise ist vor jedem Fenster ein Balkon. In den engern Gassen sieht dieses um so sonderbarer aus, weil die Häuser eine Menge von Stockwerken haben und die Balkone eines jeden Stockwerkes die zum Trocknen ausgehängte Wäsche tragen. In den besuchtern Straßen ist dieses freilich nicht der Fall und noch weniger in den Hauptpulsadern des Verkehrs.

Auf der Toledostraße sind die schönsten Läden, welche einen blendenden Reichthum von Gold-, Juwelen- und Silberwaaren ausgestellt haben. In andern Straßen sieht man die hier verarbeiteten Korallen, die meistens sehr theuer sind.

Unser Capitän richtete sich stets mehr auf das Praktische, als auf das Schöne. „Junge," sagte er, „nirgends kauft man besseres Schuhwerk und bessere Handschuhe, als in Neapel. Handschuhe trage ich nicht, aber Stiefel kann ich brauchen, und ich meine, Du solltest Dich auch versorgen, denn Du bist nicht alle Tage in Neapel."

Wir hielten an einem Schuhladen an, nahmen unsern Bedarf und setzten dann unsere Spazierfahrt fort.

Abends, als wir in unsern Gasthof zurückkehrten,

trafen wir schon unsern Commissionär Salvio. Er brachte einen ganzen Korb voll Proben der verschiedensten Waaren. An jedem hing ein Zettel mit dem Preise.

„Ordnen Sie die Geschichte auf dem Nebentische," sagte der Capitän; „Heinz Werner und ich werden uns indessen ein wenig an den neapolitanischen Austern und dem Weine vom Vesuv zu Gute thun."

Salvio befolgte seinen Wunsch, und als wir die Austern verspeist hatten, war er mit dem Auslegen fertig. Eberheim ließ seinen Blick über die einzelnen Gegenstände schweifen und prüfte sie mit Kennermiene. Wo er mit dem Preise zufrieden war, schrieb er auf den Zettel die Anzahl der Hunderte, die er haben wollte; das Andere schob er zurück und sprach kurz: „Andere Preise oder ich nehme Nichts." Die Gegenstände wurden wieder in den Korb gelegt und dieser versiegelt.

„Morgen früh um neun Uhr kann das Geschäft abgeschlossen werden," sagte er. „Essen Sie nun Austern und thun Sie einen guten Schluck dazu. Morgen vor neun Uhr erwarte ich Sie hier. Wenn Sie können, so benutzen Sie unterdessen noch die Zeit, um mir neue Vorlagen zu machen. Addio."

Wir ließen Salvio allein und begaben uns in den großen Speisesaal, wo unterdessen die Gäste zusammengeströmt waren. Auch das war nicht ohne Interesse, denn man hörte da eine Menge von Sprachen und sah Leute von allen Nationen; auch an Deutschen fehlte es nicht. Unser Capitän schien mit der ganzen Welt bekannt zu sein; jeden Augenblick schüttelte er einem die Hand und redete ihn in seiner Muttersprache an. Ich mußte ihn im Stillen bewundern und dachte; „Du wirst es wohl niemals so weit bringen."

Am folgenden Morgen war der Commissionär pünktlich da; wir nahmen unsern Korb und fuhren zu dem Kaufmann, dessen ungeheuere Magazine mich mit Erstaunen erfüllten. Eberheim ging sogleich an's Ge-

schäft, und er hatte in einer halben Stunde für viele tausend Thaler gekauft; auch erhandelte er noch andere Gegenstände und ließ sich die Probe mit den Preisen in den Korb geben, der abermals versiegelt wurde.

„Salvio," sagte er dann, „ich bin kein Freund von Weitläufigkeiten. Heute Abend müssen sich die sämmtlichen Waaren an Bord befinden, die Deckel der Kisten ungenagelt. Der Korb geht mit an Bord, damit ich die Probe machen kann. Meine Leute stehen zu Ihren Diensten beim Transport. Mi capisce Ella, Signore?" (Verstehen Sie mich?)

„Capisco bene, molto bene." (Ich verstehe Sie gut, sehr gut).

„Vorwärts denn. Was Sie betrifft, Herr Kaufmann, so treffe ich Sie um fünf Uhr an Bord. Nach der Revision prompte Bezahlung. Addio."

„Nun wollen wir zum Vesuv," sagte er zu mir, „und morgen besuchen wir Pompeji. Es ist schon für alle Tage, so lange wir uns hier aufhalten, gesorgt. Immer etwas Neues, und das Eine schöner, als das Andere."

Abends punkt fünf Uhr waren wir von unserm Ausfluge zurück und befanden uns wieder an Bord, wo sofort die Revision vorgenommen und die Zahlung geleistet wurde.

So wie am ersten Tage ging es auch am zweiten, dritten und so fort, bis zum vierzehnten. Da endlich war die Ladung vollständig und wir stachen in See. Ich war ganz entzückt von dem Aufenthalte in Neapel und der Umgegend, denn ich hatte Alles genau gesehen, und es schwebt noch heute so deutlich vor meinen Sinnen, daß ich jede Berglinie, jede Straße, fast jedes Haus vor mir sehe. — Halt, da kommt das Boot; nun wollen wir aber auch gleich einsteigen, sonst kommen wir zu spät in Bingen an.

VI.

Wir begaben uns die Treppe hinab und erwarteten das Boot auf der Landungsbrücke, wo sich schon eine Parthie Engländer eingefunden hatten.

„Wir müssen uns ein wenig vorsehen," flüsterte er mir zu, „und rasch bei der Hand sein, denn die Söhne und Töchter Albion's lieben es, sich der besten Plätze zu bemächtigen."

Wir folgten seinem Rathe, und es gelang uns, an der besten Stelle Posto zu fassen, ehe die Engländer ankamen.

„Ich habe in allen Gegenden der Welt Wein getrunken," sagte er, „aber aufrichtig gestanden, muß ich dem Rheinweine doch den Vorzug geben; er hat das meiste Feuer und erfrischt das Herz. Kellner, eine Flasche Hochheimer und vier Gläser."

Der Wein kam; er ließ ihn in der Sonne funkeln, schlürfte mit Kennermiene, warf ihn mit der Zunge hin und her, und murmelte: „Vino eccellento, eccellento!"

„Und wie ging's weiter?" fragte Frau Blümeling.

„Na, wo waren wir denn stehen geblieben?"

„Bei der Abfahrt von Neapel."

„Well, lady, bei der Abfahrt von Neapel. Nun, weiß ich aber doch nicht, ob ich noch ferner wirklich so in's Einzelne gehen soll. Ich denke, wir machen einen tüchtigen Sprung und zwar bis in die Gegend der Linie. Es waren unserer Drei auf dem Schiffe, welche dieselbe noch nicht passirt hatten, und wir wußten, daß man uns bei dieser Gelegenheit etwas hänseln würde.

„Laß Dir nicht bange machen," sagte mir der Capitän im Stillen; „der alte Gebrauch muß allerdings beibehalten werden, und es wird nicht eben mit neapolitanischen Handschuhen an Euch herumgefühlt

werden, aber daß sie Euch die Köpfe nicht abreißen, dafür werde ich schon sorgen."

Dennoch sahen wir dem Tage mit einigem Schrecken entgegen, und als der zweite Steuermann sagte: „Morgen wird die Linie überschritten," da gruselte uns ein wenig. Die Geschichte begann aber schon am Vorabende. Wir Drei standen zusammen auf Deck. Da erscholl plötzlich aus der Tiefe des Wassers, so wenigstens schien es, eine laute, dröhnende Stimme. „He hoio! Capitän Eberheim, der Gott Neptun mit seinem Gefolge wünscht einen Besuch auf der Hansa zu machen."

„Neptun und sein Gefolge sind willkommen!" rief der Capitän durch sein Sprachrohr, und befahl, daß die Fallreepstreppe hinabgelassen werde.

Das war kaum geschehen, so stiegen eine Menge abentheuerlicher Gestalten herauf, die auf die seltsamste Weise gekleidet waren. Einige erschienen als Nixen und Meerweibchen mit grünen Schilfkränzen, Andere als Meergötter, welche auf Muscheln bliesen, Einige sogar mit Thierköpfen. Dabei trieften sie vom Wasser, wie so eben dem Meere entstiegen, und Alle trugen bunte, leuchtende Laternen, mit Schilf und Tang umwunden.

Neptun, der eine Krone von Goldpapier und einen Dreizack trug, dazu sich durch einen langen weißen Bart auszeichnete, bestieg eine Tonne und hielt mit hohler Stimme eine Rede, worin er der Hansa und der ganzen Mannschaft für ihre Gastfreundschaft Schutz auf dem Meere verhieß. Endlich wandte er sich an uns drei Neulinge und gab uns das Versprechen, daß wir morgen in die eigentlichen Geheimnisse des Meeres eingeweiht werden sollten.

Der Capitän ließ Wein kommen, trank den unterseeischen Wesen zu, und versprach ihnen auch für morgen seine Gastfreundschaft. Neptun dankte im Voraus und nahm mit seinem Gefolge Abschied. Wir traten an den Schiffsrand, um ihnen nachzusehen. Das bekam

uns aber übel, denn von der großen Raa herab wurden wir mit so manchem Eimer Wasser begossen, daß wir trieften, als ob wir ebenfalls zu den Meergöttern gehörten.

Der Hauptspectakel aber begann erst am folgenden Morgen. Der Capitän kam heute selbst in meine Coje, um mich zu wecken. „Heinz," flüsterte er, „lege Deine schlechtesten Sachen an, denn die Meergötter spielen gerne mit Wasser."

Ich hatte es schon am vorhergehenden Abende erfahren und folgte deßhalb seinen Rathschlägen. Meine beiden Schicksalsgenossen waren sehr neugierig, was denn eigentlich geschehen möge, und sie konnten es kaum erwarten, bis die Unterseeischen aus der Tiefe an Bord stiegen.

Jetzt ertönte das sonderbare Muschelblasen, welches wir schon am Abende vorher gehört hatten, und alsbald stiegen eine Menge vermummter Gestalten in die Höhe. Heute waren sie viel zahlreicher, als gestern, dagegen hatte sich unsere Mannschaft sehr vermindert. Mit großer Grazie schritt Neptun auf den Capitän zu, grüßte ihn in wohlgesetzter Rede und ließ sich dann auf der Kanone nieder, welche neben der großen Lucke stand. Sein Hof gruppirte sich in malerischer Haltung um ihn herum und die Nereiden gaben auf ihren Muscheln ein Concert zum Besten, welches dem Trommelfelle sehr gefährlich wurde.

Nachdem sie eine Zeitlang geblasen hatten, neigte Neptun huldvoll sein Scepter und gab somit das Zeichen zum Aufhören des Concertes. Große Stille trat ein, die Mannschaft lehnte erwartungsvoll umher und der Capitän begab sich in einige Entfernung, wo er auf einem Haufen Taue Platz nahm.

„Vincenzo!" ertönte jetzt die Stimme Neptun's. Der kleine Kerl, den wir aus Neapel mitgenommen hatten, trat vor und schaute den Meergott mit neugierigen Augen an. „Mein Sohn Vincenzo," sagte Neptun, „stelle Dich auf das Brett, welches über der

großen Lucke liegt, und höre, was ich Dir zu sagen habe. Du bist ein Sohn des Meeres, wie ich, aber Du hast nur am Strande und auf den Planken und niemals in den wunderbaren Tiefen meines unergründlichen Reiches geweilt. Du sollst wissen, daß es größer ist und mehr Schätze in sich faßt, als alle Reiche der Erde zusammengenommen. Meine Paläste sind aus Gold und Korallen gebaut und meine Unterthanen zahllos, wie der Sand am Gestade. Könntest Du einen Blick hinab werfen, so würde Deine Verwunderung kein Ende haben und Du würdest ob meiner Macht zittern und beben. Merke Dir, daß ich auch von Menschen Gehorsam fordere und daß ich jeden Verrath strafe. Wenn meine Unterthanen ihre Muschelhörner zur Hand nehmen und hinein blasen, so fängt das Meer an zu toben und verschlingt die größten Schiffe, wie einen Strohhalm. Da unten wird die Mannschaft gebettet und mit Bergen von Sand bedeckt, damit sie nie wieder das Licht der Sonne sehen. Willst Du Dich vor Unglück wahren, so schwöre mir folgenden Eid nach!

„Ich, Vincenzo, geboren unterhalb des Pizzo falcone zu Neapel, schwöre und gelobe, niemals die Linie zu passiren, ohne darüber hinweg zu fahren, noch viel weniger sie auszulöschen oder auf eine sonstige Weise zu beschädigen. Ich gelobe ferner, weder den Klabautermann, noch den fliegenden Holländer oder ein sonstiges Seegespenst zu überfallen und meuchlings zu tödten, keinen lebendigen Haifisch zu essen, niemals auf dem trockenen Lande zu segeln, weder auf Bergen noch im Thale. Ich gebe ferner mein heiliges Versprechen, niemals ein Schiff mit den Masten in's Meer zu stellen und sein Deck auf's Wasser zu stülpen; noch will ich mich niemals unterfangen bei Windstille ein anderes Fahrzeug zu überholen oder im Sturme bewegungslos auf dem Meere liegen zu bleiben. Ferner gehe ich die Verpflichtung ein, nicht an's Land zu gehen, ohne das Schiff zu ver-

lassen und nicht an Bord zu bleiben, ohne das Land zu meiden. Und als letzten Punkt gelobe ich ernst und feierlich, niemals Wein oder Wasser zu trinken, ohne die Kehle zu befeuchten. Sollte ich diesem Schwure jemals untreu werden, so will ich es ohne Widerrede dulden, daß mich die Götter des Meeres in Ruhe lassen."

Vincenzo sprach den Schwur mit großer Heiterkeit nach und meinte, es werde ihm nicht viel Mühe machen, denselben zu halten. Da nahte sich ein Matrose und zog ihm das Brett unter den Füßen weg. Er stürzte unter dem schallenden Gelächter der Matrosen in die Lucke, unter welcher ein mit Wasser gefüllter Sack aus getheertem Segeltuche hing, so daß ihm zwar kein Schaden geschah, daß er aber doch durch und durch naß wurde und sich vergebens aus dem Bade herauszukrabbeln suchte.

Einer der Matrosen zog ihn heraus und warf ihn in ein großes Wasserfaß, das ihm bis an den Hals reichte.

„Neptun hat befohlen, daß ich Dir Deinen abscheulichen Bart abnehmen soll," sagte er, und seifte ihn mit einer Mischung von Pech, Theer und Kalk derart ein, daß ihm die Augen überliefen. Ein anderer Matrose überreichte dem Barbier ein Stück von einem alten Faßreifen, womit die Seife wieder abgeschabt wurde.

„Bist Du nun fein genug?" fragte der Barbier.

„Mehr als genug."

Sowie er den Mund öffnete, fuhr ihm der Matrose mit einer groben Bürste hinein und sagte: „Neptun will haben, daß ich Dir auch die Zähne reinige."

Als er damit zu Stande gekommen war, überließ er es dem Vincenzo, sich die Seife aus dem Gesichte zu waschen. Damit es nicht allzu lange dauerte, prügelten die sämmtlichen Matrosen mit aufgespliſſenen Tauenden auf ihn los, bis er sich unter allgemeinem Gelächter durch die Flucht rettete.

Wir beide Andern kamen ebenfalls an die Reihe und es wurde uns Nichts geschenkt.

Jetzt wurde ein feierlicher Zug veranstaltet, wobei Neptun mit seiner Gattin auf einer Kanonenlafette saß und von acht Mann gezogen wurde. Schließlich begannen die sämmtlichen Vermummten einen wilden Tanz, während von der großen Raa herab ein Eimer Wasser nach dem andern sich auf uns ergoß, so daß wir Alle eingeweicht und eingeweiht waren.

Damit verschwand Neptun mit seinem Gefolge, bald aber erschienen sie wieder in ihren Matrosenjacken und fegten das Deck von dem Wasser und dem Schmutz. Jetzt erhob sich der Capitän von seinem Tauhaufen und befahl, daß ein großer Tisch auf dem Deck festgeschraubt werde, denn die Mannschaft sollte dem Gebrauche gemäß ihr Fest haben.

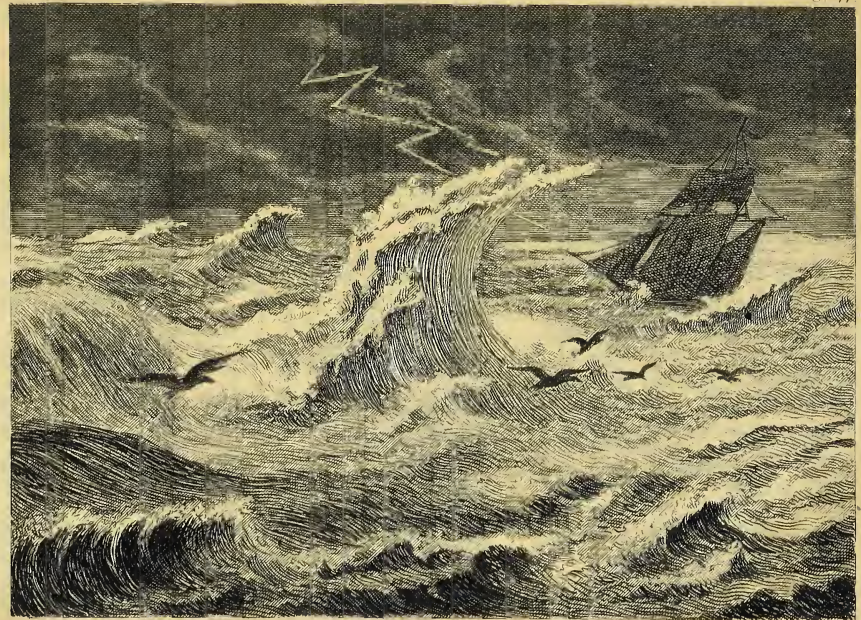
Der Koch hatte seine Schuldigkeit gethan; der Gerichte waren viele und alle schmeckten kostbar. Der Kellermeister blieb auch nicht zurück. Es wurde an diesem Tage mehr Wein und Branntwein verzehrt, als sonst in einer Woche. Auch der Capitän sprach dem Glase wacker zu. Als aber die Fröhlichkeit einen gar hohen Grad erreichte, da erhob er sich und commandirte: „Alle Mann an die Segel!"

Das Schiff war sich eine Weile selbst überlassen gewesen, man mußte den Zeitverlust wieder einholen. Die Leute waren alle willig und fleißig, und die Hansa flog wie ein Vogel dahin.

Die beiden Frauen ergötzten sich nicht wenig an dieser Schilderung. Heinz Werner wußte sie aber auch in einer so drolligen Weise vorzutragen, daß wir Männer uns ebenfalls des Lächelns nicht erwehren konnten.

Der Erzähler ließ uns lachen, erhob sich, spazierte eine Zeitlang auf dem Deck umher, um sich die Gegend anzusehen und nach den Dörfern zu fragen, und kam dann wieder zu uns.

Den Faden der Erzählung wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Bisher hatten wir herrliches Wetter gehabt, aber Neptun schien den Spaß, den wir uns gestern mit ihm erlaubt hatten, übel zu nehmen. Die



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Zur See.

See begann zu rollen, die Luft verdunkelte sich und es waren alle Vorboten eines Sturmes vorhanden. Der Capitän traf seine Vorbereitungen und die Matrosen waren sämmtlich an ihrem Platz.

Höher und höher gingen die Wellen und die Hansa begann einen so heftigen Tanz, daß hier und dort schon eine Tonne über Bord schoß. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hatten wir mit den Wogen zu kämpfen und waren kaum im Stande, das Schiff zu lenken. Es blitzte, daß die Feuerstrahlen einen weiten Raum erleuchteten und uns erst recht deutlich zeigten, welche Berge von Wasser auf- und niederstürzten. Dazu krachte der Donner ganz entsetzlich und die rohesten Matrosen lernten beten.

In der Ferne tönten jetzt rasch hintereinander zwei Kanonenschüsse, wahrscheinlich Nothschüsse, aber wie war es möglich, in diesem Wetter Jemanden zu Hülfe zu kommen. Jeder hatte mit sich selbst so viel zu thun. Bei einem zweiten Blitze sahen wir ein Schiff, welches eben von einem Wogenberge in die Tiefe hinabgetragen wurde. Es hatte bereits sämmtliche Maste verloren, und an eine Rettung wohl war kaum zu denken. Wir erwiederten aber doch den Schuß, um uns nicht gefühllos zu zeigen, denn sie mußten auch uns gesehen haben.

Das Gewitter hörte auf, aber die Finsterniß war so undurchdringlich, daß wir selbst auf dem Schiffe die Masten, die wir doch mit den Händen berührten, nicht sehen konnten. Während der Nacht aber ließ der Sturm nach und am Morgen zeigte die See ein glattes Gesicht.

Sofort schauten wir uns nach dem entmasteten Schiffe um und wir fanden es zu unserem Erstaunen im Schlepptau eines andern Schiffes, welches wir als den Star erkannten.

„Ist denn dieser Teufel überall?“ rief unser Capitän. „Zum Henker, Jungens, wir müssen diesem Spitzbuben das Handwerk legen. Die Hansa hat im

Sturme noch nicht die Flügel geknickt, sondern ist frisch und munter wie eine Lerche. Wir dürfen ihr schon einen raschen Flug zumuthen. Also darauf los!" Kein Befehl konnte uns lieber sein. Wir Alle brannten vor Begierde, den Schlebusch zwischen die Finger zu bekommen.

Die Hansa flog wirklich wie ein Vogel und schon nach einer Stunde hatten wir uns ein gutes Stück genähert. Nun aber begann auf dem Star eine eigenthümliche Thätigkeit. Seine Mannschaft mußte uns bemerkt haben, denn ein Theil derselben begab sich an Bord des Schiffswrakes und lud Alles, was sich auf demselben befand, in die Boote und brachte die Beute auf den Star. Ich hatte mich in den Mastkorb begeben, wo ich Alles deutlich sehen konnte. Von fünf Minuten zu fünf Minuten erstattete ich Bericht, indem ich dem Capitän zurief, was ich bemerkte. Er beobachtete übrigens auch selbst durch das Fernrohr, und unterließ Nichts, um unser Schiff rasch vorwärts zu bringen.

Abermals vergingen einige Stunden und wir näherten uns so viel, daß der Capitän meinte, wenn die Hansa ihre Schuldigkeit thue, so würden wir den Räuber vor Sonnenuntergang in unsern Kanonenmündungen haben.

Nach Mittag sah ich zu meinem größten Verdrusse, daß die Matrosen des Star das Wrak verließen, und sich Alle an Bord des Raubschiffes begaben, das Wrak aber treiben ließen. Der Capitän wetterte und fluchte, denn nun ging uns die Hoffnung verloren, den Piraten einzuholen. Das Wrak wurde von den Wellen hin- und hergeworfen und kam nicht viel vom Platze. Nach einiger Zeit konnten wir sein blankes Deck übersehen. Da änderte der Capitän sein Vorhaben. „Vielleicht sind noch lebende Menschen an Bord," sagte er, „und es ist eine Pflicht der Bruderliebe, daß wir uns nach denselben umsehen. Wenn der Star auch heute unsern Händen entgeht, so wird ihn Gott doch schon in die rechte Schmiede führen."

Bald konnten wir das Schiff entern und an unsere Seite legen. Das Deck war klar, kein Mensch befand sich auf demselben. Auf der Cajütentreppe fanden wir Blutspuren, und als wir hinabkamen, hatten wir einen grauenvollen Anblick. Der Capitän, der Steuermann und eine Anzahl Matrosen lagen ermordet am Boden. Man hatte sie derart mit Beilen und Säbeln zerfleischt, daß sie kaum noch kenntlich waren. Dazwischen lagen Becher und zertrümmerte Weinflaschen, so daß es schien, als ob die Metzelei während eines Mahles stattgefunden.

Als wir das Schiff in allen Räumen durchsuchten, fanden wir zwei Matrosen in leeren Fässern versteckt. Sie wollten Anfangs nicht zum Vorscheine kommen, weil sie uns ebenfalls für Mörder hielten, als ihnen aber der Capitän sagte, daß wir zu ihrer Hülfe da seien, da krochen sie heraus und erzählten, daß sie den Piraten schon vor dem Sturme gesehen, aber ihn für ein ehrliches Schiff gehalten hätten. Während des schlimmen Wetters hatten sie alle möglichen Anstrengungen gemacht, um ihr Schiff vor dem Verderben zu retten, aber es war ihnen nicht gelungen und sie waren schon bald in einen Zustand gerathen, der nicht viel Gutes versprach, bis sie endlich durch den Verlust der Masten und des Steuers erbarmungslos den Wogen preisgegeben waren. In dieser Noth hatten sie die Schüsse abgefeuert, ohne große Hoffnungen zu hegen, daß ihnen Jemand zu Hülfe kommen werde.

„Am Morgen, als sich das Meer beruhigt hatte," fuhr der eine Matrose fort, „sahen wir den Star auf uns zukommen, und da wir glaubten, daß er uns hülfreiche Hand leisten würde, so jauchzten wir ihm freudig entgegen. Sie bethörten uns mit freundlichen Worten und kamen an Bord."

„Gehen wir in die Cajüte," sagte ihr Capitän, „nach einem so scharfen Wetter thut ein Trunk wohl."

Unser Capitän tischte mit Vergnügen das Beste auf, was er besaß. Während wir zechten, kamen vom

Star immer mehr Menschen herüber, und es befremdete uns, daß sie mit Säbeln, Beilen und Messern bewaffnet waren. Auf einen Wink ihres Capitäns begannen diese das Morden. Wir waren in der Minderzahl und dazu unbewaffnet, also mußte sich unser Schicksal schnell entscheiden. Uns Beiden gelang es, uns zu verbergen; alle Uebrigen sind hingeschlachtet. Ein so grausames Verfahren wäre nicht nothwendig gewesen, denn wir befanden uns wehrlos in ihren Händen, aber sie haben wahrscheinlich alles Lebendige vertilgen wollen, damit kein Zeuge gegen sie auftreten und sie des Seeraubes beschuldigen könne."

Das war ein trauriger Bericht. Unser Capitän nahm die Erzählung der beiden Matrosen und das, was wir selbst gesehen, zu Protokoll und ließ es von Allen unterschreiben. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß das Schiff einem lübeckischen Kaufmann gehöre, der übrigens sowohl Schiff als Fahrzeug gegen Unwetter und Seeraub versichert hatte. Die Getödteten konnten allerdings mit Hülfe dieser Versicherung nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden. Unser Capitän hatte von jedem den Namen in dem Protokolle niedergelegt. Nachdem er sich überzeugt, daß ihr Nachlaß mit den übrigen Werthgegenständen in die Hände der Seeräuber gefallen war, ließ er die Leichname in Säcke nähen, damit sie der See übergeben würden. „Kinder," sprach er mit weicher Stimme, „einen Priester haben wir leider nicht bei uns, aber wir wollen sie doch nicht ohne alle und jede kirchliche Ceremonie in den Wellen begraben. Knieen wir nieder und lassen wir den Heinz Werner vorbeten."

Die Matrosen nahmen ihre Südwester von den Köpfen, knieten im Kreise um die Leichen und sprachen die Gebetsworte nach, die mir der Augenblick eingab; dann erhoben sie sich, und vier Mann wurden beauftragt, die Leichen über Bord zu lassen.

Der Capitän kam mit den beiden Matrosen überein, daß er sie und ihr Schiffswrak in den nächsten

Hafen bringe. Von dort aus wollten sie ihrem Rheder schreiben und weitere Befehle abwarten.

Die Hansa segelte munter weiter. Alle Schiffe, welche uns begegneten, riefen wir an und theilten ihnen mit, daß das Raubschiff Star in den Gewässern sei und die Handelsschiffe überfalle. Wir hatten dabei die Absicht, die Schiffe zu warnen und die Nachricht auf allen Seiten zu verbreiten, damit der Pirat abgefangen und unschädlich gemacht werde. Seeräubereien waren damals nichts Seltenes. Deßhalb mußte jeder schiffahrenden Nation daran liegen, daß solche Fälle bekannt wurden.

Noch waren wir auf dem hohen Meere, jetzt aber nahmen wir den Curs auf die Küste zu, und der Capitän berechnete, daß wir in drei bis vier Tagen das Cap Lopez erreichen könnten. Die Fahrt dorthin war wegen der sich in dieser Gegend kreuzenden Meeresströmungen nicht ungefährlich und es kam noch dazu, daß die an der Küste vorliegenden, langgestreckten Sandbänke es oft unmöglich machen, nahe an das Land zu kommen. Häufig müssen die Schiffe hier weit im Meere liegen bleiben und die Communication mit dem Lande durch kleine Boote offen erhalten.

Indessen hatten wir mehr Glück, als wir vermuthen durften. Nicht weit vom Cap Lopez begegnete uns ein europäisches Schiff, dem der Capitän seinen Bericht übergab und es ersuchte, denselben nach Lübeck zu schaffen. Das Wetter war uns überdieß so günstig, daß wir noch vor der Zeit an unserem Ziele ankamen und ohne Fährlichkeit in eine kleine Bucht einlaufen konnten, wo die beiden Schiffe trefflich geschützt waren.

Der Capitän faßte den Entschluß, schon hier seinen Handel zu beginnen, um für die verlorne Zeit einigermaßen entschädigt zu werden. So richteten uns wir also häuslich ein und überlegten unsern Handelsplan. Unsere Ankunft war von den wildromantischen Felsenküsten schon bemerkt worden, und von der schwarzen Bevölkerung der Bundastämme kamen einige und fragten, ob wir

Sklaven kaufen wollten. Als es der Capitän verneinte, waren sie nicht wenig ungehalten. Sie priesen ihm mit den schönsten Worten große, starke Männer und wohlgebaute Frauen an, aber der Capitän sagte ihnen, daß er den Sklavenhandel verabscheue, weil es von Gott verboten sei, daß der eine Mensch den andern verkaufe und wie ein Thier behandle.

„Warum bist Du denn gekommen?" fragten sie ihn.

„Um mit Euerm Könige zu sprechen und ihm meine Waaren vorzulegen," gab er zur Antwort. „In den nächsten Tagen werde ich den Weg dahin antreten."

„O," gaben sie ihm zur Antwort, „wenn Du mit dem Könige Handel treiben willst, so mußt Du weiter nach Süden fahren; denn er wohnt nicht hier, sondern in der Hauptstadt Loango; aber auch er wird Dir am liebsten Sklaven geben, weil sie ihn Nichts kosten."

Wir überzeugten uns täglich mehr, daß der Sklavenhandel hier eine hergebrachte Sache war. Wir lichteten deßwegen die Anker und segelten südwärts, bis wir gegenüber von Loango angekommen waren, wo wir in einer kleinen Bucht vor Anker gingen. Sogleich kamen die Neger aus dem Gebirge herab, um unser Schiff zu sehen, und viele näherten sich der Hansa mit ihren Booten, um uns die herrlichen Früchte des Landes anzubieten. Zu Dutzenden machten sie den Versuch, unser Schiff zu erklettern und Geschenke von uns zu erhalten. Die Zudringlichen waren nur mit der Erklärung, daß wir nicht für sie, sondern für den König gekommen seien, zurückzuscheuchen.

VII.

Der Capitän hielt einen glänzend schwarzen Neger bei sich zurück, um ihn über die Verhältnisse am königlichen Hofe auszufragen, damit er sich darnach richten könne. Um ihm vor seiner eigenen Macht Respect

einzuflößen, zeigte er ihm die Kanonen und ließ einen an der Küste stehenden Palmbaum durch einen Schuß niederlegen. Auch zeigte er ihm alle seine Leute und seine Waffen. Er erreichte seinen Zweck vollständig, und der Neger war in so hohem Grade erstaunt, daß er sofort nach Loango laufen wollte, um den König zu holen.

„Nein," sagte der Capitän, „ich werde selbst zu ihm gehen, um ihm Geschenke zu bringen, und Du sollst mich begleiten."

Der Eingeborne, hocherfreut, daß ihm eine so große Ehre zu Theil wurde, erzählte ihm nun, daß der König zu Loango, drei Stunden von der Küste, wohne und Gott genannt werde.

„Gott?" fragte der Capitän.

„Ja, und er heißt nicht allein Gott, sondern er ist auch einer, denn vom Cap Lopez bis zum Zaire ist er allmächtig und die Stämme sind ihm mit Leib und Seele unterworfen. Willst Du zu ihm, so mußt Du ihm Opfer bringen und ihn anbeten."

Der Capitän nahm es mit den Opfern und dem Anbeten nicht so genau; er wollte schon um diese Klippe herum kommen, ohne sich Etwas zu vergeben.

„Gehe zu Gott," sagte er, „und berichte ihm, ein Diener des Gottes Klaus Basel von Hamburg sei angekommen, um ihm seine Aufwartung zu machen und Geschäfte mit ihm zu treiben; er läßt Gott fragen, wann es ihm genehm ist, daß ich ihn an seinem Hofe aufsuche; doch, damit Du auch geschmückt seiest, wie es einem Abgesandten des Gottes Klaus Basel gebührt, so schenke ich Dir einen Hut mit einem Federbusche, den Du vor dem Angesichte Deines Gottes tragen sollst."

Er ließ durch einen Matrosen einen alten Dreimaster mit einem blauen Federbusche heraufholen, und stülpte ihn dem Schwarzen auf den Kopf.

Es sah recht spaßhaft aus, wie dieser Neger, der nur mit einem breiten Gürtel bekleidet war, stolz mit

dem Dreimaster einherschritt, fest überzeugt, daß ihm kein Anderer in Loango gleich komme.

Er sputete sich, fortzukommen. Sobald er in die Residenz des Gottes kam, eilte er zum Könige, warf sich vor demselben in den Staub nieder und sprach: „Großmächtiger Gott, Beherrscher aller Bewohner von Loango, habe die Gnade, mich anzuhören. Am Ufer des Meeres ist ein weißer Mann mit einem großen Schiffe angekommen. Er ist ein Diener des berühmten Gottes Klaus Basel von Hamburg und bittet Dich um die Gnade, Dir im Namen seines Gottes opfern und Dich anbeten zu dürfen. So Du ihm die Erlaubniß gibst, daß er vor Deinem Antlitze erscheine, so laß mich's wissen, denn ich werde ihn sofort von Deinem Willen benachrichtigen."

Der Gott griff nach dem Hute des Knieenden, beschaute ihn einen Augenblick und preßte ihn dann auf sein eigenes Haupt, und sprach: „Ich weiß, daß Gott Klaus Basel den Gedanken hatte, mir, und nicht Dir dieses Ding zu schenken."

„Mein Gott weiß alle Dinge," antwortete der arme Kerl mit gekreuzten Armen; „er weiß auch, daß Du Deinem Diener den Hut wiedergeben wirst, wenn Du viel schönere Sachen von dem Abgesandten des Gottes Klaus Basel erhalten hast. Sage mir nun, ob der Mann kommen und Dir opfern darf."

„Eile Dich, und laß Deine Sohlen keinen Augenblick am Boden haften," antwortete der Gott, „sage ihm, daß der Gott und König von Loango die Sonne seines Landes auf den Fremdling will scheinen lassen, und daß mir seine Gegenwart um so lieber sein wird, je ansehnlicher die Opfer sind, die er mir zu Füßen legen wird."

„Willst Du mir nicht meinen Hut wiedergeben?" fragte der Bote.

„Ich will Dich an den höchsten Baum aufhängen lassen, wenn Du Dich nicht noch einmal unterstehst, ein so unrühmliches Verlangen laut werden zu lassen."

Da dieses keine bloße Drohung war, sondern sehr leichtlich ausgeführt werden konnte, so machte sich der Schwarze schleunig auf den Rückweg und berichtete dem Capitän, wie willkommen er in Loango sei.

Eberheim hatte während seiner Abwesenheit Alles zu dem bevorstehenden Besuche bereit gemacht, und die Geschenke für den Gott und die Göttin zurecht gelegt. Ein Theil der Mannschaft mußte auf dem Schiffe zurückbleiben, der andere sollte den Capitän begleiten und die Geschenke tragen, welche in kleine Kisten verpackt waren. Da man nicht wissen konnte, wie der Gott sich gegen die weißen Menschen verhielt, so mußten sich alle Begleiter mit Flinten und Säbeln bewaffnen, um einen allenfallsigen Angriff zurückzuweisen.

Für heute war es schon zu spät, denn wir würden die Residenz erst mit einbrechender Nacht erreicht haben, aber der Aufbruch fand mit Sonnenaufgang statt. Als wir durch die tropischen Wälder mit den wunder- und sonderbar gestalteten Bäumen zogen, wurden wir erst recht inne, in welch' einer fremden Welt wir uns befanden. Jeden Augenblick trafen wir auf Bäume, Sträucher und Blumen, die uns gänzlich unbekannt waren. In den Laubkronen tummelten sich Papageien, Kakadu's, buntfarbige Vögel aller Art und eine Menge von kreischenden Affen umher. Um das Bild des Fremdartigen noch zu vervollständigen, kamen von allen Seiten Neger, große, wohlgestaltete Menschen, herbeigelaufen, um uns zu sehen und uns ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Unser Führer erzählte uns, daß wir wahrscheinlich einen großartigen Empfang haben würden, denn es sei gerade die Zeit, wo sich die kleinen Könige der Bundastämme in Loango versammelten, um dem königlichen Gotte ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihm den Jahrestribut an Mais, Reis und Maniok darzubringen.

Das war dem Capitän außerordentlich angenehm, denn er durfte hoffen, daß er dadurch im Stande sei, mit Vielen in Verbindung zu treten, daß er nicht auf den Gott allein angewiesen sei.

Die Kunde von unserer Ankunft hatte sich sehr rasch verbreitet, und als wir uns auf eine halbe Stunde der Stadt genähert hatten, kamen uns die Einwohner zu Hunderten entgegen. Eberheim hatte auf diesen Umstand schon im Voraus gerechnet und seine Maßregeln für eine große Spectakelscene genommen. Einige der Matrosen waren ein wenig musikalisch. Wir hatten einen Trompeter, einen Clarinettbläser, einen Flötisten, einen Triangelspieler und einen Trommler bei uns, und der Capitän selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, das Sprachrohr zu spielen. Von dem letzteren Instrumente abgesehen, hatten sich die Uebrigen an stillen Tagen so oft an Bord eingeübt, daß sie eine Anzahl von Stücken ganz leidlich ausführen konnten, wenn freilich auch die Instrumente nicht besonders zu einander paßten.

Endlich gelangten wir zu dem Palast des Gottes, ein langes, aus Baumstämmen und Flechtwerk errichtetes Gebäude, in welchem der Fürst von den kleinen Vasallen seines Reiches umgeben, auf einem Steinblocke saß. Wir konnten den Hofstaat schon von Weitem sehen.

Da rief der Capitän seine Musiker heran und sprach: „Seid Ihr wohl im Stande, die Oper Don Juan aufzuführen?"

„Nein, Herr Capitän!"

„Auch nicht die Zauberflöte?"

„Auch nicht, Herr Capitän!"

„Aber die vier Jahreszeiten, he?"

„Noch weniger; aber „Freut Euch des Lebens," das brächten wir fertig, wenn der Gott für die Capelle Etwas zu trinken hat."

„Freut Euch des Lebens, also! Angefangen! Frisch, Takt, Ihr erbärmlichen Musikanten!"

Er selbst stellte sich an die Spitze des Zuges und dirigirte die Musik mit seinem Sprachrohre. So zogen wir dann ein in die göttlichen Hallen und setzten den Hofstaat und das umherschwärmende Volk in nicht geringe Verwunderung.

Plötzlich tönte mitten in die Musik hinein der Ruf durch das Sprachrohr: „Haltet mit diesem herzzerbrechenden Geräusch inne, und wenn ich ein Zeichen mit dem Rohre gebe, so stimmt Ihr das Lied von der Katzbach an."

Bei dem Tone des Hornes erschreckte sich der Gott so sehr, daß er beinahe vom Throne gefallen wäre. Dem Hofstaate und dem Volk ging es um kein Haar besser.

Als auch diese Musik zu Ende war, ertönte das Sprachhorn wieder: „Zum Schluß: Guter Mond, und der Trommler soll nachher einen Wirbel schlagen, daß die Fensterscheiben zerspringen würden, wenn welche da wären."

Es war aber auch ein Wirbel, so wild und toll, daß die Eingebornen unwillkürlich nach dem Himmel sahen, weil sie glaubten, es entlade sich ein Gewitter über dem königlichen Palaste.

„Genug!" schrie das Sprachrohr, und die Trommel verstummte. Jetzt nahte sich der Capitän dem Herrscherthrone, kniete vor demselben nieder und sprach in feierlichem Tone: „Gott von Loango, mich entsendet der Gott Klaus Basel von Hamburg, denn er hat von Deiner Macht und Herrlichkeit gehört und möchte einen Freundschafts- und Handelsbund mit Dir schließen. So es Dir genehm ist, werde ich Dir seine Opfer zu Füßen legen."

Die göttliche Majestät nickte huldvoll, hielt aber den großen Dreimaster auf seinem gesalbten Haupte. Der Capitän winkte, und ein Matrose übergab ihm eine Kiste, aus der er eine alte Uniform mit goldenen Epauletten, einen weißen spanischen Mantel, ein paar Reiterstiefel mit Sporen, einen krummen Säbel und einen italienischen Federbuschhut hervorholte.

Der König schaute diese Dinge mit Staunen und Verwunderung an, aber er wußte nicht, was er damit anfangen sollte.

„Geruhen Eure Göttlichkeit, daß ich Ihnen die königliche Uniform anlege!“ sprach der Capitän.

Der Gott sprang sofort von seinem Throne herab, und ließ sich inmitten seines Volkes bekleiden; dann ging er mit einem stolzen Gesichte wieder zum Throne und sprach: „Dein Opfer gefällt mir. Hast Du auch Etwas für die Göttin?“

„Ja, laß sie nur kommen.“

Sie kam, und der Capitän kleidete sie eigenhändig in einen rothen Unterrock und eine spanische Mantille. Sie jauchzte vor Freude und lief sogleich in den andern Theil des Palastes, um den Frauen ihren Reichthum zu zeigen. Unterdessen schlug der Capitän auch die übrigen Kisten auf, welche die verschiedenartigsten Gegenstände enthielten; Alles Dinge, von denen er wußte, daß jeder einzelne Schwarze begierig darnach war.

Der Gott nahm die Geschenke huldvoll entgegen, und ließ sich von dem ihm Unbekannten den Gebrauch erklären.

Nachdem er alles Nothwendige auseinandergelegt hatte, erbat er sich die Erlaubniß aus, am Abende zu Ehren des Gottes eine hübsche Vorstellung zu geben. Es wurde ihm mit Freuden gewährt. Um auch seinerseits Etwas zu Ehren des Gesandten zu thun, befahl der Gott, daß von Mädchen und Knaben auf dem Schloßplatze ein Tanz aufgeführt werde. Sogleich erschienen acht Paare und führten ein so wildes Springen auf, daß die Matrosen allen Ernstes meinten, sie seien toll geworden. Die Bundaleute aber fanden diese Kunstproduction so entzückend schön, daß sie sich fast in Wonne auflösten und Töne des Entzückens ausstießen, die weniger menschlichen als vielmehr thierischen Stimmen glichen. Auch der Gott von Loango war so zufrieden mit dieser Aufführung, daß er die Tänzer zu sich herkommen ließ und ihnen ein schmeichelhaftes Lob sagte.

Huldvoll wendete er sich sodann gegen den Capitän und sprach: „Gott Klaus Basel ist ohne Zweifel ein glücklicher Mann, denn er hat schöne Dinge und

zählt mich zu seinen Freunden, aber es fehlt ihm sicher an guten Tänzern. Ich werde deßhalb diese Menschen als Sklaven auf Dein Schiff schicken und Du sollst sie Deinem Gott als ein Opfer von mir bringen."

„Allergnädigster," antwortete der Capitän, Du erzeigst meinem Gotte viel Ehre, aber er nimmt keine Menschenopfer an. Legst Du einen Werth auf seine Freundschaft, so gibt es einen andern Weg, auf dem sie zu erhalten ist.

„Und welches ist dieser Weg?"

„Du hast in Deinem Lande eine Menge von Dingen, die keinen Werth für Dich haben und welche Du dem ersten, der Dich darum bitten würde, gerne gäbest. Laß von diesen Dingen sammeln und auf mein Schiff bringen; ich werde Dir die kostbarsten Gegenstände dafür geben. Mein Gott legt ein großes Gewicht darauf, daß sie von Dir kommen, und er wird sie zur Erhöhung Deiner Herrlichkeit unter die Bewohner seines Landes vertheilen."

Dem Gotte gefiel dieser Vorschlag ganz gut. „Mein Sohn," sagte er, „Deine Gedanken passen zu den meinigen, und ich denke, daß die Freundschaft der Weißen und der Schwarzen von langer Dauer sein wird. Besinne Dich, welche Gegenstände Du verlangst, und meine Unterthanen sollen Dir bei Verlust ihres Kopfes zu Willen sein. Für jetzt aber wollen wir den Freuden des Mahles huldigen. Dich und Deine Leute lade ich zu Gast.

Seine Göttlichkeit verschwanden hinter einem Vorhange, der zu den Privatgemächern des Herrschers führte. Kaum hatte derselbe sich entfernt, als die kleinen Könige und Vasallen zum Capitän kamen und ihn baten, auch ihnen so schöne Dinge zu geben, wie der König erhalten.

„Ich möchte Euch Alle glücklich machen," antwortete der Capitän; „aber es paßt sich nicht, daß ich mit Euch tausche und handle, ehe ich Euren Gott befriedigt habe. Ich will Euch aber sagen, was Ihr thun sollt: Sammelt

in Euern Wäldern so viel Elephantenzähne, als Ihr finden könnt, und bewahrt sie auf, bis ich von Eurem Gotte Abschied nehme; dann sollt ihr mich an einem andern Theile der Küste bereit finden, mit Euch zu tauschen."

Die Vasallen waren mit dieser Erklärung sehr zufrieden, und den meisten dauerte es zu lange, bis sie in die Heimath entlassen wurden.

Die Hitze war unterdessen so groß geworden, daß den Matrosen die Augen zufielen. Der Capitän führte sie deßhalb unter einige Tulpenbäume, in deren Schatten sie sich niederließen und bald eingeschlafen waren.

Für mich waren alle diese Eindrücke so außerordentlich neu, daß sie mir auch noch im Schlafe im Kopfe herumgingen. Das machte meinen Schlaf so leicht, daß ich bald von einem Geräusch geweckt wurde. Als ich die Augen aufmachte, gewahrte ich die Ursache. Eine Schaar von Kindern und Erwachsenen hatten sich um die Schläfer gesammelt und den Schiffsmusikanten die Instrumente von der Seite genommen, die sie nun probirten, aber natürlich wenig Vernünftiges hervorbrachten. Nur der Trommel- und der Triangelschläger reussirten ein wenig.

Augenscheinlich hatten sie große Lust, im Besitze dieser Gegenstände zu bleiben. Einige machten schon Miene, sich heimlich davon zu schleichen. Da stieß ich den Capitän in die Rippen und sprach: „Sie stehlen die ganze Musik!"

Eberheim ließ seine Augen umherspazieren, und als er sah, daß ich Recht hatte, nahm er sein Sprachrohr und rief: „Will sich wohl das Pack zum Teufel scheeren?"

Sie verstanden zwar den Inhalt seiner wenig höflichen Rede nicht, aber der furchtbare Ton übte doch die gewünschte Wirkung aus. Heulend und schreiend stoben sie auseinander und kamen nicht mehr zum Vorscheine, so daß wir unsern Schlaf nun ungestört zu Ende bringen konnten.

Wir hatten uns noch nicht lange erhoben, als wir zum Mahle abgeholt wurden. Ich hatte mir als Versammlungsort einen großen Saal oder doch wenigstens eine ausgedehnte Rohrhütte gedacht, aber das war eine falsche Vorstellung, denn wir wurden in den Wald geleitet und hielten unter schattigen Olivenbäumen stille, bis der Gott und die Göttin kamen. Sie hatten sich Beide in den neuen Putz geworfen, und man sah ihnen an, daß sie überzeugt waren, ihre Göttlichkeit sei dadurch noch göttlicher geworden. Der Gott nickte uns gnädig zu, und die beiden Majestäten nahmen den Capitän in ihre Mitte. Nachdem wir etwa hundert Schritte im Walde gemacht hatten, öffnete sich der Felsen wie eine Thüre und wir traten in ein von der Natur gebildetes Amphitheater, welches dem Colosseum in Rom nicht viel nachgab. Der unterste Kreis war von einem glatten, mannshohen Granitfelsen umgeben; über diesem setzte sich eine Terrasse von demselben Material an, dann folgte eine dritte, vierte und so fort bis zu einer schwindelnden Höhe. Ich glaube, dieses natürliche Amphitheater faßte die ganze Einwohnerschaft des Götterreiches Loango.

Auf der höchsten Terrasse hatten sich die Baumriesen des Waldes angesiedelt und spannten ihre Aeste wie ein Schirmdach über den gewaltigen Raum, ohne ihn aber ganz überbreiten zu können, so daß über dem von ihnen gebildeten Kreise immer noch ein großes Stück blauen Himmels sichtbar blieb.

In den Baumkronen trieben sich eine Menge langschwänziger Affen umher, die mit lautem Gekreisch von einem Aste zum andern sprangen und sich zuweilen an den Schwänzen festhielten und über dem Amphitheater schwebten. An Papageien und andern bunten Vögeln fehlte es ebenfalls nicht, und so hatten wir ein Schauspiel, welches mir vollständig neu war.

In der Mitte der mit kleinem Gehölz bestandenen Arena loderte ein großes Feuer, welches von einer Menge von Töpfen umstanden war. Schwarze Weiber

legten immer neues Holz zu, fachten die Glut besser an und rührten in den Töpfen.

Appetitlich war dieß Alles gerade nicht, denn diese schwarzen Köchinnen troffen von Schmutz und Schweiß. Endlich war die Zeit des Essens gekommen. Die beiden Gottheiten nahmen ihren Sitz auf der ersten Terrasse und wir Sterblichen mußten uns auf den Boden niederlassen, so daß wir mit dem Rücken gegen den Felsen lehnten.

Ein großes, starkknochiges Weib ging mit einem Arm voll breiter, dicker Blätter rund, wovon sie Jedem eines auf den Schooß legte. Es waren die Teller zu unserer Mahlzeit. Wir brauchten also keine Furcht zu haben, daß wir sie zerbrachen und dadurch unsern Wirthen lästig wurden.

Löffel und Gabeln, ebenso Messer und sonstige Tafelgeräthschaften waren in diesem göttlichen Lande damals noch unbekannte Dinge. Ob es seitdem anders geworden, kann ich nicht sagen. Wir wären wohl schwerlich im Stande gewesen, die Speisen auf die ortsübliche Weise zu behandeln, wenn der Gott von Loango uns dieselben nicht vorgemacht hätte.

Eine der schwarzen Köchinnen hatte schon eine Zeitlang vorher Brod von Maniok und Weizen ausgetheilt. Sie sahen wie kleine, runde Kuchen aus und vertraten bei den heißen Gerichten die Stelle eines Schöpflöffels. Als eine zweite Köchin den dampfenden Kessel brachte, schöpften der Gott und die Göttin damit auf das Blatt, welches sie auf den Knieen liegen hatten, und führten dann die Speisen mit den Fingern zum Munde. Sie besaßen entweder eine große Gewandtheit, sich die lebendigen Löffel nicht zu verbrennen, oder die Finger hatten sich durch die vielen Mahlzeiten abgehärtet.

Wir, denen der Kessel nach ihnen gereicht wurde, machten es so gut als möglich nach; aber die Wenigsten hatten großen Appetit, weil die Kochkünstlerinnen eben nicht sehr einladend waren.

Ich hatte mir gedacht, da die Teller so wohlfeil

seien, so würden wir zu jedem Gerichte einen neuen bekommen. Das geschah aber nicht. Der zweite Kessel war mit Reis gefüllt, und es befanden sich vielleicht ein halbes Dutzend Hühner darin. Da man diesen Kessel kalt gestellt hatte, so war eine Vorsicht gar nicht nöthig. Der Gott fuhr deßhalb auch fast bis an den Ellenbogen hinein und hielt sich in der Tiefe ziemlich lange auf, denn er fühlte nach dem weichsten Hühner-Exemplar herum. Als er dasselbe entdeckt hatte, zog er es heraus, hielt es triumphirend in die Höhe, faßte es dann mit beiden Händen und riß es so ziemlich in der Mitte durch. Die beiden großen Stücke zerkleinerte er abermals, suchte das beste für sich und die Göttin heraus, warf das Uebrige wieder in den Topf und nahm eine Handvoll Reis auf sein Blatt.

Nachdem er dieses gethan, streckte er den mit Reis bedeckten Arm gegen den Capitän aus. Da dieser aber nicht verstand, was er wünschte, oder ihn auch vielleicht nicht verstehen wollte, so machte er dem Kreise seiner Schwarzen ein Zeichen mit der Hand, und sogleich stürzten ein Dutzend Vasallen und Würdenträger herbei und leckten ihm den Arm von der Hand bis zum Ellenbogen ab, eine Gnadenbezeigung, die nur den Begünstigsten seines Hofes zu Theil wurde.

Auf ähnliche Weise ging es auch mit den übrigen Gerichten, die mit einem wirklichen Heißhunger und in so großer Menge verzehrt wurden, daß der Capitän meinte, sie würden Mühe haben, ihre eigenen Bäuche zu schleppen.

Während des Essens fanden sich auf den Steinterrassen des Amphitheaters eine große Anzahl gewöhnlicher Sterblicher ein. Der Eingang durch die Thüröffnung war nur dem Herrscher und seinen Gästen gestattet, deßhalb kamen sie von Oben, erst scheu und zurückhaltend; aber je mehr sich die Mahlzeit dem Ende nahte, desto mehr Stufen überschritten sie und kamen schließlich auf derjenigen über den beiden Göttern an. Weiter aber wagten sie sich nicht.

Hinter ihnen kamen die Affen; sie waren ebenfalls gierig nach den Speiseresten, und es war fraglich, wer bei der zuletzt entstehenden Balgerei um die Töpfe den Sieg davon tragen würde.

Am Ende der Mahlzeit wurde in einem Lederschlauche Palmwein herumgereicht, den Jeder der Reihe nach in den Mund nahm und möglichst viel herauszuquetschen suchte. Der Capitän und seine Leute waren einer solchen Art zu zechen nicht besonders hold, und ließen deßhalb den kostbaren Trank an sich vorüber gehen, ein Umstand, der dem Gotte von Loango Veranlassung gab, sehr ungnädig die Stirne zu runzeln.

Nach dem Essen zogen die Europäer ihre Taschentücher heraus, um die beschmutzten Finger abzuputzen. Die Eingebornen aber machten es einfacher; sie fuhren sich ein paar Mal mit den Händen durch die Haare und sparten so die Wäsche.

Menschen und Affen hatten kaum gesehen, daß die Mahlzeit zu Ende war, als sie von den Terrassen herabstürzten und sich über die Töpfe hermachten. Die Schwarzen wollten die Thiere nicht theilnehmen lassen, und diese wollten die Menschen nicht leiden. So kam es denn unter Affen und Negern zu einer vollständigen Keilerei. Es war spaßhaft anzusehen, welche Grimassen die Affen schnitten, wie sie die Zähne zeigten, bissen und kratzten. Die Schwarzen errangen endlich die Oberhand und schlugen die Geschwänzten in die Flucht. Kreischend schnellten sie die Terrassen hinauf, schwangen sich auf die Bäume und warfen im Zorne Blätter und Blüthen herab.

Dem Capitän deuchte das Amphitheater ein prächtiger Platz für seine Vorstellung am Abend. „Göttliche Majestät," sprach er mit einer tiefen Verbeugung, „geruhe Deinem Volke zu befehlen, daß es sich heute Abend, wenn die Sterne am Himmel stehen, hier versammelt, denn ich will ihm Etwas zeigen, was es noch nicht gesehen hat."

Der Gott ließ sich gnädig herab, den Befehl zu

ertheilen, dann befahl er Allen, das Feld zu räumen, sprang von der Terrasse herab, schob seinen Arm durch den des Capitäns, und sprach: „Du sagtest mir, daß Du eine Menge solcher Sachen bei Dir habest, wie Du mir zum Geschenke machtest, und daß ich davon noch mehr haben könnte, wenn ich andere Dinge dagegen gäbe. Sage mir nun, was Du haben willst."

„Ich glaube, ich deutete Dir schon an, daß der Gott Klaus Basel sich eine Freude daraus macht, ganz werthlose Dinge von Dir anzunehmen, um Dir seine große Zuneigung zu zeigen. In Deinen Wäldern liegen eine Menge von Elephantenzähnen; laß sie herbeitragen und komme mit der Göttin und Deinem Hofstaate zu mir an Bord des Schiffes. Wie Du mir heute gethan, so thue ich Dir morgen, ich lade Dich und die Deinigen an Bord zu einem Mahle ein. Die Zähne könnt Ihr mitbringen und ich werde Dir sogleich die hübschesten Sachen dafür einhändigen."

Es war dem Gotte angenehm, daß er keinen Reis oder sonstige eßbare Dinge verlangt hatte. Die Elephantenzähne konnte er leicht geben, denn sie lagen doch nutzlos umher und versanken im Laub und Morast des Waldes. Sein Vater hatte ihm gesagt, wenn man in die Erde grübe, so könne man deren finden, die tausend und mehr Jahre alt seien.

Heimlich lachte er über den sonderbaren Fremdling, der seinen Nutzen so wenig kannte, aber er nahm sich wohl in Acht, dieses merken zu lassen. Der Capitän hatte genau dasselbe Gefühl und so trat hier der sonderbare Umstand ein, daß ein Civilisirter und ein Wilder sich gegenseitig zu überlisten glaubten. Im Grunde genommen war aber auf beiden Seiten Vortheil und auf keinem Nachtheil.

Bis zum Abende wanderten wir durch die Urwälder, wo der wunderbare Baumschlag, die glühenden Blumen, die unentwirrbaren Schlinggewächse, die bunten Vögel und tausend unbekannte Dinge unsere Aufmerksamkeit fesselten.

Den Eingebornen wurde es zu lang, bis der Abend kam, denn sie erwarteten Wunderdinge und versammelten sich schon lange vor der festgesetzten Zeit im Amphitheater, wo sie so laute Unterhaltung pflogen, daß wir ihr Geschrei bis weit in den Wald hinein vernehmen konnten.

Als es zu dunkeln begann, schickte Capitän Eberheim nach den Feuerwerkskörpern, die wir im Walde vergraben hatten. Ebenso wurden die Pechfackeln herbeigeholt, die wir vom Schiffe mitgenommen hatten. Sobald Alles zur Hand war, ließ der Capitän dem Gotte von Loango sagen, er möge sich nun mit seinem Hofstaate in das Amphittheater begeben, denn wir seien bereit, unsere Unterhaltung zu beginnen.

Man brauchte es ihm nicht zwei Mal zu sagen, denn er war selbst sehr neugierig zu erfahren, was wir denn eigentlich beabsichtigten. Capitän Eberheim hieß Jeden seine Fackel anzünden und unterrichtete uns darüber, was wir zu thun hätten; dann marschierten wir in militärischer Haltung zu Zweien durch den Eingang. So wie der Letzte in der Arena war, begann unsere Capelle zu spielen, und die Musik nahm sich in dem geschlossenen Raume noch ein Mal so stark aus, als im Freien.

Die brennenden Fackeln, die Musik, das Marschieren, Alles das machte einen tiefen Eindruck auf die Schwarzen, und sie schauten mit lautloser Stille auf uns herab. Nachdem wir einmal herumgezogen und vor dem Gotte angekommen waren, commandirte der Capitän: „Achtung, gebt Feuer!“ Sofort flogen die Büchsen an die Backen und bei dem Worte: „Feuer“ ertönte eine Salve, welche ein hundertfaches Echo zurückgab.

Unbeschreiblich war die dadurch hervorgebrachte Wirkung. Die Neger waren durch den plötzlichen Knall so überrascht, daß sie laut aufschrieen und zu den höhern Stufen emporflüchteten; selbst der Gott und die Göttin hatten eine solche Ueberraschung nicht

vorhergesehen; sie geberdeten sich eigentlich etwas zu menschlich, denn sie schrieen, wie besessen.

Capitän Eberheim ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern den Marsch von Neuem antreten und dann in die Mitte der Arena schwenken. Da nichts Schlimmes mehr zu passiren schien, so kamen die Neger wieder allmälig näher und schauten mit vorgereckten Hälsen auf uns herab.

Einige der Feuerwerkskörper waren an Stäben und schmalen Balken befestigt; diese mußten erst in die Erde gerammt werden, ehe wir beginnen konnten. Sie stellten Sonnen, Feuerräder, sprudelnde Wasserquellen und dergleichen vor.

Es war gut, daß wir eine Pause machen mußten, denn die Affen und Papageien, welche durch die Salve aufgeschreckt worden waren, konnten sich noch gar nicht beruhigen, sondern schnatterten wie eine Heerde Gänse durcheinander.

Endlich entstand doch Ruhe, und der Capitän gab das Zeichen zum Anfange. Klugerweise nahm er zuerst das weniger Schöne und ließ am Boden kleine sprühende Schmiedefeuer anzünden. Es erschien den Schwarzen schon unvergleichlich herrlich. Sie klatschten in die Hände und jubelten wie Kinder. Die Freude vergrößerte sich, als die Feuerfrösche auf dem Boden umherzuspringen begannen und jeden Augenblick einen leisen Knall und Puff gaben. Bei dem Geräusche der ersten Rakete fuhren sie erschrocken zurück, aber als der gelbe Feuerstrahl nun immer höher und höher stieg, und mit einem Knall die farbenprächtigen Sterne und Leuchtkugeln herabregneten, da kannten sie sich nicht mehr vor Vergnügen. Eine Rakete nach der andern stieg, das Felsenamphitheater wurde so hell erleuchtet, daß man die erstaunten Gesichter der Neger sehen konnte.

Als nun aber die Schwärmer an die Reihe kamen und in schlangenhaften Windungen durch den Raum flogen, da fing ihnen wieder an zu bangen, bis

sie sahen, daß diese Feuerschlangen nicht gefährlich waren.

Jetzt kamen die größern Sachen an die Reihe; die Sonnen drehten sich mit gleichförmiger Schnelligkeit und schossen ihre Goldstrahlen von sich, bis sie mit einem Knalle verlöschten.

Die Quellen rauschten einen bunten, glänzenden Tropfenregen herab, die Cascaden sprühten farbige Feuergarben, das Schöne nahm kein Ende. Zum Schlusse wurde das Amphitheater mit bengalischen Flammen in verschiedenen Farben beleuchtet, und dieses Schauspiel machte selbst auf die Europäer einen bewältigenden Eindruck.

Entzückt kamen Gott und Göttin von ihren Sitzen herab und bezeigten den Capitän die höchste Achtung. „Bleibe immer bei uns," sagte der Gott.

„Das darf ich nicht, denn ich habe dem Gotte Klaus Basel versprochen, Dir die Geschenke zu bringen und dann heim zu kehren. Ich bitte Dich; gib mir nun einige Begleiter, die mich zum Schiffe zurückführen. Ich muß die Nacht an Bord zubringen und Vorbereitungen für Deinen Besuch treffen."

Sogleich waren ein Dutzend Männer bereit, ihn zu begleiten, und so zogen wir von dannen, hauptsächlich, weil der Capitän fürchtete, die Herren Neger möchten sich in der Nacht der Gewehre und der Musik-Instrumente bemächtigen.

An Bord angekommen, mußten wir den Zurückgebliebenen Schilderungen über das Gesehene machen, und so verging der Abend sehr rasch."

Während Herr Heinz Werner seine Geschichte vortrug, passirten wir alle die kleinen Rheinstädtchen, welche so romantisch am Ufer liegen. Das gab zu unserm Verdrusse jedes Mal einen Aufenthalt, denn er stand auf, ging an's Geländer und fragte nach Diesem und Jenem. Jetzt waren wir in Koblenz angekommen, wo ihm die Stadt und der gegenüberliegende Ehrenbreitstein viel zu schauen gaben.

Als wir wieder abdampften, kam der Schiffskellner und rief zum Essen. Wir stiegen deßhalb hinab in den Salon, wo die langen Tafeln bereits gedeckt waren. Wir ließen uns in einer gemüthlichen Ecke nieder und sprachen dem Mahle mit großem Appetite zu.

Lächelnd schüttelte Heinz Werner mit dem Kopfe hin und herund sprach: „Wie viel hundert Dinge brauchen wir nicht auf unsern Tischen, wie viele Schüsseln, Teller, Messer, Gabeln, Gefäße, Terrinen ꝛc. Da war es bei den Göttern von Loango doch um ein gutes Theil einfacher; aber ich halte es doch mit einem anständigen Tische, und es ist mir sehr angenehm, daß ich nicht mit den Fingern hineinzugreifen brauche."

Er machte viele Scherze, und wir mußten mit ihm lachen; aber er nahm sich zum Essen eine sehr lange Zeit und betrieb es für unsere Neugier viel zu gemüthlich. Als er endlich aufstand, sagte er: „Ich denke, wir nehmen unsern Caffee auf Deck. Die Luft ist so angenehm und man kann seine Cigarre dabei rauchen, ohne die Damen zu geniren."

Was war zu thun? Wir mußten eben unsere Neugier bändigen und warten, bis es ihm beliebte, seine Erzählung fortzusetzen; aber wahrlich, er setzte unsere Geduld auf eine sehr, sehr schwere Probe, denn als er seine Cigarre geraucht hatte, begab er sich zum Capitän des Schiffes und plauderte so lange, daß Eva ihn endlich herbeiholte.

VIII.

Herr Heinz Werner fuhr fort: „Der Schiffskoch mußte schon am frühen Morgen anfangen, zu kochen und zu braten, denn der Capitän wollte seine Gäste so nobel empfangen, als es auf der Hansa möglich war. Alles, was an Tellern, Schüsseln, Terrinen und silbernen Bestecken vorhanden war, wurde hervor-

gesucht und geputzt. Der Kellermeister stellte eine große Zahl von Weinflaschen kühl und holte Rum und Cognac aus dem Keller. Die Küchenjungen mußten Limonaden und sonstige süße Getränke bereiten. Das offene Deck sollte zur Tafel dienen, denn es war ruhiges Wetter; die Sonne schien und kein Lüftchen wehte.

Unsere Matrosen schleppten deßhalb leere Fässer herbei, bedeckten dieselben mit Brettern und stellten so einen brauchbaren Tisch her, den sie mit Stühlen umstellten. Die Küchenjungen deckten dann den Tisch mit blendend weißen Tafeltüchern und trugen die Gedecke auf.

Noch war es nicht Mittag, als schon in langen Reihen die Neger herangekeucht kamen. Zwei und zwei trugen einen Elephantenzahn auf den Schultern, legten dieselben am Ufer nieder, begafften die Hansa eine Zeitlang und kehrten dann zurück, um neue Zähne zu holen.

Dem Capitän lachte das Herz im Leibe, denn er hatte gar nicht geglaubt, daß sein Handel eine so große Ausdehnung annehmen werde. Indessen durften der Zähne eine sehr große Menge kommen, denn die Hansa hatte viel Platz.

Gegen Mittag kam der uns bekannte Gott mit einem ziemlich großen Gefolge. Wie man dem Capitän sagte, waren es alle vornehme Leute und nahmen hohe Stellen im Staatsdienste ein, aber Eberheim war mit dem besten Willen nicht im Stande, den Minister vom Bedienten zu unterscheiden, denn sie waren Alle schwarz und nackt und trugen nur einen breiten Gürtel in der Mitte des Leibes.

Der Capitän wollte sie heute nicht mit Musik, sondern mit Kanonenschüssen empfangen, denn er meinte, es müsse immer einige Abwechselung sein. Die armen Buuda's aber waren an solche Ueberraschungen so wenig gewohnt, daß sie schreiend zusammenstürzten und auch noch nicht wieder vom Boden aufstehen wollten, als die drei Salutschüsse vorüber waren.

Nach den Schüssen ließ der Capitän die Eßglocke läuten. Das war ebenfalls ein fremder, verwunderlicher Ton für sie, aber er klang nicht so bös, wie die Kanonen, deßhalb standen sie umher und verschlangen die Töne mit den Augen und mit den Ohren.

Als der Capitän die Herrschaften jetzt zum Essen lud, da entstand eine neue Verlegenheit; die Bunda hatten nämlich niemals auf Stühlen gesessen und wußten nun gar nicht, wie sie das anfangen sollten. Eberheim machte es ihnen vor, und sie ahmten es so gut wie möglich nach, fanden dabei aber viel Unbequemlichkeiten. War ihr Staunen über das Tischgeräth schon groß gewesen, so wuchs es noch, als die heiße Suppe kam. Der Gott von Loango flüsterte seiner Frau zu: „Das Ding kann man ja doch nicht mit den Fingern anfassen. Wie bekommt man es denn in den Mund?"

„Man wird es wohl austrinken," entgegnete sie, und war schon im Begriffe, die breiten Lippen daran zu legen, als der Capitän seinen Löffel nahm und es ihnen vormachte. Nun griffen sie Alle nach den Löffeln, aber auf eine so plumpe und ungeschickte Weise, daß die mitspeisenden Seeleute sich kaum des Lachens enthalten konnten. Das meiste verschütteten sie und schließlich wurden sie der Geschichte müde und schlürften die Brühe aus, die ihnen im Uebrigen sehr gut mundete.

Als das Fleisch kam, ging es ihnen mit den Gabeln und Messern nicht besser, aber der Gott entschloß sich kurz zum Gebrauche der Finger, seine Vasallen folgten ihm und zwar mit besserm Erfolge, als auf die ihnen so neumodische Art.

„Nach dem zweiten Gange wendete sich der Capitän an seine göttliche Majestät und sprach: „Du hast mir von dem Safte der Palme zu trinken gegeben; ich aber will Deinen Durst mit dem Blute der Trauben stillen."

Die Flaschen entkorkend, goß er die Gläser voll, erhob das seinige und trank es auf die Gesundheit des Gottes von Loango leer. Dieser machte es ziemlich geschickt nach, aber als er das Glas wieder auf den Tisch stellte, begegnete ihm das Unglück, daß der Fuß abbrach und der Kelch auf dem Tische zerschellte.

„O weh!" sagte der Capitän, „ein solches Glas ist zehn Elephantenzähne werth, aber ich will Dir keinen Vorwurf machen, denn mein Gott ist reich genug, um diesen Schaden zu ersetzen."

„Sagtest Du zehn Elephantenzähne?" fragte der Gott.

„Ich sagte so, aber Du sollst Nichts dafür bezahlen."

Der König wurde still und wiegte mit dem Kopfe hin und her. „Wenn diese Dinger so kostbar sind," dachte er im Stillen, „so muß ich auch davon haben."

Nach dem Weine schnalzten sie Alle mit der Zunge. Der König fühlte sich so heiter, wie noch nie in seinem Leben. Als der Geist des Weines seine Schuldigkeit zu thun anfing, sprang er vom Stuhle auf, hackte dem Capitän mit der Hand auf die Schulter und sprach: „Dort am Ufer liegen viele Elephantenzähne, gieb mir nun auch die Bezahlung dafür."

Der Capitän hatte sich schon vor ihrer Ankunft eine Berechnung gemacht, was er für jeden Zahn geben wolle. Es war blutwenig, aber er wußte, daß es in den Augen des Gottes viel war.

„Komm mit in meine Cajüte," sagte er, „ich habe die Bezahlung für diese Dinge schon zurecht gelegt."

Der halbtrunkene Gott folgte ihm und fand eine ganze Menge blinkender Kleinigkeiten, dazu noch alte verbogene Hüte, niedergetretene Pantoffel, alte Kleider und dergleichen Scharteken, die er bei den Alttrödlern von Neapel aufgetrieben.

Der Gott war so zufrieden damit, daß er einen

Luftsprung machte und seine Sklaven sogleich mit den Sachen belud, damit sie in seine Residenz gebracht würden.

„Sohn des Gottes Klaus Basel," sagte er, „Dein Herz ist so voll Edelmuth, daß Du mir noch einen Krug von dem rothen Wasser schenken wirst."

Der Capitän verneigte sich und ließ sogleich zwei Flaschen herbeiholen, und fügte noch einen Krug mit Cognac hinzu. Nun war an dem Gotte kein Halten mehr; er mußte heim, denn seine sämmtlichen Sklaven sollten jetzt Elephantenzähne aufsuchen, damit er der guten Sachen noch mehr bekomme.

Nun war der Handel im vollen Gange, und der Capitän freute sich so sehr darüber, daß er einen Luftsprung nach dem andern machte und den kleinen Vincenzo wie einen Gummiball in die Höhe schleuderte.

„Heinz," sagte er zu mir, „ich hoffe, daß Du Deine Augen gehörig aufgemacht hast. Siehst Du, das ist der Weg, wie man zu Reichthümern kommt. Es ärgert mich nur, daß es hier kein Versicherungsamt gegen Sturm und Seeraub giebt, denn wenn wir Unglück haben, so geht der ganze Gewinnst wieder verloren."

Von diesem Tage an hörte das Einliefern von Elephantenzähnen nicht mehr auf; alle Hände auf dem Schiffe hatten genug zu thun, um dieselben anzunehmen und auf Lager zu bringen. Der Gott und die Göttin kamen sehr häufig, um sich an der europäischen Küche und dem Safte der Reben zu erfreuen, und sie traten jedesmal sehr begeistert den Heimweg an. Eines Tages aber erschien der Gott mit sehr betrübten Mienen und klagte, daß keine Elephantenzähne mehr zu finden seien; er wollte aber die kräftigsten und gesündesten Sklaven geben, wenn der Capitän geneigt sei, den Handel fortzusetzen.

Das ging begreiflicher Weise nicht, aber der Capitän tröstete ihn: „Wenn ich am Leben bleibe, so komme ich wieder, und dann bringe ich andere Sachen mit.

Sammle indessen recht fleißig Palmöl, so daß Du viele Fässer davon hast, wenn ich zurückkehre. Jetzt aber muß ich Abschied von Dir nehmen und meinen Kiel nach Süden richten.

Der Gott war untröstlich, aber der Capitän ließ sich nicht erweichen, sondern fuhr an der Küste entlang bis zum Ausfluß des Zaire, wo er abermals Anker warf. So war es nämlich mit den kleinen Königen des Landes verabredet. Sie hatten zwar das Verlangen, europäische Waaren zu besitzen, aber nicht den Muth, ihrem Fürsten Concurrenz zu machen, dagegen hatten sie sich kein Gewissen daraus gemacht, schon vorzusorgen und eine große Menge von Elephantenzähnen an die Küste zu schaffen, so daß der Handel beginnen konnte, sobald das Schiff ankam.

Das Deck wimmelte jetzt vom Morgen bis zum Abende von schwarzen Menschen und der Tauschhandel ging so flott vorwärts, daß der Capitän gar nicht aus der Freude herauskam. Da aber auch die reichste Quelle bei fortwährendem Gebrauche endlich leer wird, so nahte endlich auch die Stunde, wo die kleinen Könige erklärten, mit den Elephantenzähnen sei es nun zu Ende.

„Schade," sagte der Capitän, „ich habe noch so schöne Dinge. Um Euch gefällig zu sein, will ich wohl auch etwas Palmöl nehmen, aber Ihr müßt Euch sputen, denn ich will auch im Caplande Handel treiben."

Von jetzt an dauerte die Einlieferung von Palmöl ganze Wochen lang, dann versiegte auch diese Quelle, und wir schifften weiter nach Süden. Hier und dort legten wir noch an der Küste an und trieben ein wenig Tauschhandel, aber die Hauptsache blieb doch für das Capland, die äußerste Spitze von Afrika, aufbewahrt.

Die Fahrt war eine für die Entfernung außergewöhnlich lange, denn wir hatten so wenig Wind, daß die Segel meistens schlaff an den Masten herabhingen. Endlich aber erreichten wir doch unser Ziel, der Capitän aber, der seine eigenen Zwecke verfolgte, lief nicht

in den allgemeinen Hafen ein, sondern legte in einer kleinen Bucht bei, wo es nicht von europäischen Schiffen wimmelte.

„So mitten in den Verkehr hineinzusegeln, das taugt nicht," sagte er, „denn da macht der Eine dem Andern Concurrenz, und die Preise steigen unter der Hand so rasch, daß der beste Profit in Afrika bleibt; das Kaffernvölkchen, welches hier herum wohnt, ist mit den europäischen Handelsleuten noch nicht in Berührung gekommen und läßt sich deßhalb besser behandeln."

Das Schiff lag bald vor Anker, und der Capitän strich mit einem Theile von uns an der Küste umher, bis sich die neugierigen Eingebornen um uns versammelten. Der merkwürdige Mann hatte eine große Sprachkenntniß; überall, wohin er kam, konnte er sich mit den Eingebornen verständigen, und selbst, wenn er die Sprache nicht verstand, hatte er bald das Nothwendigste abgelauscht.

Einer der Eingebornen bettelte ihn um seine Stiefel an. „Die Dornen verwunden meine Füße so sehr," sagte er; „ich will Dir für Deine Stiefel das Fell von zehn Antilopen und einem Löwen geben."

„Mein Sohn," antwortete der Capitän sehr huldvoll, „ich habe Stiefel genug, um Deinen ganzen Stamm zu versorgen, aber ich gebe sie nicht für eine solche Bagatelle weg. Bringst Du aber zu den Häuten noch einen Arm voll Straußenfedern, so will ich Dir gerne gefällig sein."

Der arme Kerl hatte wohl keinen Begriff von der Höhe der Forderung, aber um seine nackten Füße und Beine zu schützen, ging er doch sogleich den Handel ein und machte sich sofort auf den Weg, um die Häute und die Straußenfedern zu holen. Schon am folgenden Tage stolzirte er mit den Stiefeln umher und erregte allgemeines Aufsehen und großen Neid.

Die Mähre von dem europäischen Schiffe verbreitete sich übrigens sehr schnell unter Kaffern und Hottentotten, und es ging nun ähnlich, wie in Loango. In

ganzen Schaaren kamen sie vom Gebirge herab und brachten Felle und Straußenfedern, um Stiefel zu bekommen. Die Nachfrage war so groß, daß der Vorrath sich erschöpfte. Da kamen Schuhe und zuletzt sogar Holzschuhe an die Reihe. Diese wurden, obschon sie ein wenig unbequem waren, am allerzweckmäßigsten befunden; nur bedauerte man allgemein, daß die Beine unbeschützt blieben.

Unterdessen gingen auch die Holzschuhe zu Ende, und nun kamen die alten Hüte zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen an die Reihe, dann die übrigen Fetzen, welche er um einen Spottpreis von den neapolitanischen Trödeljuden gekauft hatte.

Um wenigstens auch etwas Lebendiges mit in die Heimath zu bringen, kaufte er bunte Vögel und Affen, und war nun bereit, mit seiner reichen und überaus werthvollen Ladung den Heimweg anzutreten. Auf unsere Bitten aber segelte er noch nach der Capstadt, damit wir ein Stück der Colonie sahen und daheim ein Wort mitsprechen könnten.

Ich erzähle davon aber Nichts, denn das Leben am Cap ist ja allgemein bekannt. Nachdem wir noch frisches Fleisch und andere Lebensmittel eingenommen hatten, lichteten wir früh Morgens die Anker, sagten dem Cap und den dort liegenden Schiffen mit ein paar Kanonenschüssen Lebewohl, und segelten nach Norden."

„Aber," unterbrach ihn Eva, „bekamen Sie den Schlebusch nicht mehr zu Gesichte?"

„Auf dieser Reise nicht, aber Sie werden später hören, daß der Kerl noch immer sein Unwesen auf dem Meere trieb.

Gegen Mittag kam der Capitän zu mir und sprach: „Heinz Werner, unsere Hauptarbeiten sind gethan; wir brauchen nur noch die Hansa zu dirigiren, und da es scheint, daß wir eine glückliche Fahrt haben, so bleibt uns viel freie Zeit übrig. Du kennst jetzt den Dienst praktisch und theoretisch, und wenn Du nach Hamburg kommst, so wird es Dir nicht schwer werden, Dein

Examen als Untersteuermann zu machen. Damit es aber recht glänzend geht und ich Ehre mit Dir einlege, darum will ich noch einmal Alles mit Dir wiederholen. Jeden Morgen nach dem Frühstücke findest Du Dich in meiner Cajüte ein und wir wollen studieren, daß es eine Art hat."

Sie können sich denken, wie dankbar ich dem Manne war, der sich meiner in so uneigennütziger Weise annahm. Wenn ich darüber nachdachte, wie ich als ein armer, gänzlich verlassener Knabe in die Welt gegangen und nun durch die Hülfe Gottes und guter Menschen so weit gekommen war, daß ich mich selbst ernähren konnte und eine gute Zukunft vor Augen hatte, dann wünschte ich Nichts sehnlicher, als daß meine guten Eltern noch lebten, damit ich sie in ihrem Alter unterstützen und mich für die empfangenen Wohlthaten dankbar bezeigen könnte.

Täglich nahm ich Unterricht, und ich hatte Zeit, das Gelernte einzustudieren und zu wiederholen, so wie auch meine gewonnenen Kenntnisse praktisch zu erproben. Der Capitän war zufrieden mit mir, und da ich bereits alle Zwischenstufen bis zum Untersteuermanne durchgemacht hatte, so dispensirte er mich vom Schiffsdienste und benutzte mich nur als Buchhalter. Er liebte nämlich Ordnung und Pünktlichkeit und ruhte nicht, bis er seinem Rheder Alles klar vor Augen legen konnte.

Das gab sehr viel zu thun, denn er hatte sich Einkauf und Verkauf nur in der Cladde notiren können. Nun aber mußte Alles nachgewogen, berechnet und gebucht werden. Diese Beschäftigung war aber für mich von großem Nutzen, weil ich mich dadurch auch in kaufmännischen Dingen übte.

Von unserer Rückreise ist nicht viel zu sagen, denn wir segelten ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege und liefen nur dann am Lande oder einer Insel an, wenn wir Wasserbedarf hatten. Die furchtbare Hitze abgerechnet, war das Wetter schön. Freilich

gingen mitunter die Wellen hoch, aber wenn das Schiff nicht gerade von einem Sturme hin- und hergeworfen wird, so nennt der Schiffer das glatte See.

Die Hitze nahm ebenfalls immer mehr ab, je weiter wir nach Norden kamen, und so blieb uns eigentlich Nichts mehr zu wünschen übrig. In meinem Leben vergesse ich nicht, wie fröhlich ich gestimmt war, als wir die Nordsee wieder hinter uns hatten und an einem schönen Morgen in der Nähe der Elbe vor Anker gingen, denn die großen Schiffe können nicht bis nach Hamburg fahren. Ich hatte allerdings auf der weiten Reise viel Neues gesehen und mich recht behaglich dabei gefühlt, aber die Heimath bleibt immer ein goldener Boden, und wenn man lange in der Fremde ist, so sehnt man sich wieder nach Hause, wenigstens für kürzere Zeit. Nun war aber Hamburg meine zweite Heimath, und meine Sehnsucht nach derselben sehr erklärlich.

Als die Hansa festlag, übergab der Capitän das Commando dem Obersteuermanne, und fragte mich, ob ich ihn nach Hamburg begleiten wolle. Mit Freuden sagte ich zu und holte sogleich meine Koffer mit den Kleidern und der kleinen Sammlung von Merkwürdigkeiten herbei. Ein zur Hansa gehöriges Boot nahm uns auf, und zwei Matrosen ergriffen die Ruder.

Ein unendlich frohes Gefühl durchrieselte mich, als wir zwischen den beiden Ufern dahinruderten, deutsche Landschaft sahen und deutsche Laute hörten. Es gab allerdings hier keine Palmen, keine Pomeranzen, keine Cacteen und sonstige südliche Pflanzen, aber die heimischen Fruchtbäume, die Eichen und Buchen grüßten mich wie einen alten Bekannten, und das Rauschen in den Wipfeln machte mir das Herz wärmer, als die Dattelbäume in Afrika es vermocht hatten.

Gegen Mittag hatten wir das Werft von Hamburg erreicht, wo die vielen Schiffe liegen, welche ihre Waaren ausladen oder neue Ladung in Empfang nehmen. Auf dem Werfte spazierten eine Menge von Menschen umher, und plötzlich gewahrte ich auch Herrn Klaus

Basel. Er sah uns nicht eher, bis wir über das Gangbrett kamen. Da aber stürzte er auf uns zu und schloß uns Beide in die Arme.

Ich war von dem Wiedersehen so erschüttert, daß ich weinen mußte, und all' die Freude, welche ich mir so schön vorgestellt hatte, zu Grunde ging. Dem alten Herrn ging es selbst nicht viel besser. Um seine Rührung zu verbergen, schalt er mich ein wenig, dann wandte er sich an den Capitän und fragte: „Wie hat sich Heinz auf der Reise gemacht?"

„Vortrefflich," gab dieser zu meiner Freude zur Antwort; „obschon er eine Landratte aus dem Hönnethal ist, so steckt doch der richtige Seewolf in ihm, und ich denke, er soll sein Untersteuermanns-Examen machen, ehe er wieder in See sticht."

„So, so?" sagte Klaus Basel bedächtig, „ich denke, es ist noch etwas früh, soll mir aber lieb sein, wenn er durchkommt."

Plaudernd kamen wir bald zu Hause an und wurden von der erstaunten Frau Basel mit großer Freundlichkeit empfangen. „Nun," sagte sie zu mir, „die südliche Sonne hat Dich ganz gebräunt, aber Du bist hübsch groß und stark geworden."

„Heinz ist ein geborner Seemann," sagte der Capitän lachend, „keine Seekrankheit, kein gelbes Fieber, Nichts wagt sich an ihn. Der Junge (verzeihen Sie Heinz, ich wollte sagen, der junge Herr) kann, glaube ich, einen ganzen Bottich Salzwasser verschlucken, ohne daß es ihm schadet, wenigstens hat ihn der Gott Neptun unter der Linie so tief in das Salzwasser getaucht, daß es zum Vorscheine hätte kommen müssen, wenn er mit Anlagen begabt wäre."

Frau Basel begab sich jetzt in die Küche, um ein Mittagsmahl für uns zu bestellen. Unterdessen erzählte der Capitän von unsern Reisen und vergaß auch den Schlebusch nicht, von dem Herr Klaus Basel schon durch den Capitän der Elbe gehört hatte.

„Er ist immer ein schlechtes Subject gewesen," sagte er.

„So schlecht," antwortete der Capitän, „daß ihn bis jetzt noch keine Welle hat verschlucken mögen; treffe ich ihn aber noch einmal auf Salzwasser, so mag er sein Testament machen.

Wie haben Sie sich bei der Ladung der Elbe gestanden?" unterbrach er sich.

„Vortrefflich; wir haben viel Geld damit verdient, wie Sie bei der Abrechnung finden werden. An Ihnen ist ein Kaufmann verloren gegangen."

„Das meine ich nicht, denn an meiner Ladung werden Sie sehen, daß ich sowohl ein richtiger Capitän, als auch ein gewiegter Kaufmann bin."

„Was haben Sie geladen?"

„Sehr einfache Dinge: Elephantenzähne, Palmöl und Straußenfedern."

„Nun, das lasse ich mir gefallen; es ist eben große Nachfrage nach diesen Artikeln, und wir werden sie bald losschlagen."

„Mit großem Nutzen, Herr Basel, denn was sie kosten, ist nicht der Rede werth; ich habe sie meistens mit altem Gerümpel bezahlt."

Der Rheder hätte nun gerne eine ausführliche Schilderung der Reise gehabt, und der Capitän erzählte unsere Abenteuer von Anfang bis zu Ende. Als der Erzähler an seine Göttlichkeit kam, mußte er lachen, daß er sich den Bauch festhielt.

„Ich will hoffen, daß der Gott von Loango noch lebt, wenn Sie wieder hinkommen," sagte er, „denn wir müssen ihn mit Kleidern und Waffen wie einen Prinzen ausstaffiren, damit er uns gewogen bleibt und die Zähne nicht an andere Leute absetzt."

Unterdessen kam die Mahlzeit; die rauchenden Schüsseln erinnerten mich an unser Mahl im Amphitheater und ich mußte so herzlich lachen, daß Herr Klaus den Grund davon wissen wollte. Ich machte ihm also eine wahrheitsgetreue Schilderung. Er lachte ebenfalls

und sagte: „Wir können uns nächstens um die Civilisation verdient machen, indem wir für den Gott von Loango und seinen Hof einige Hundert schlechte Bestecke mitgeben. Notiren Sie sich das, Capitän."

„Ist nicht nöthig, werde es so im Kopfe behalten. Jetzt zu den Geschäften. Was Sie von mir durch die Elbe erhielten, werden Sie richtig gefunden haben. Den Betrag meiner damaligen Ladung kannten Sie. Hier ist auch das Verzeichniß der Fracht der Hansa. Nachdem Sie dasselbe revidirt haben, werden Sie zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Haus Basel und der Capitän Eberheim ein so vortreffliches Geschäft gemacht haben, wie es nicht alle Tage vorkommt."

Der Rheder überflog die Liste und war nicht wenig über die Ladung erstaunt. „Wenn ich einen Orden zu vergeben hätte," sagte er, „so sollten Sie ihn sicher haben; jetzt aber müssen Sie mit Ihrem Gewinnantheile zufrieden sein. Morgen früh wollen wir die Elbe hinab und mit dem Ausladen beginnen. Machen Sie sich's jetzt bequem oder gehen Sie in die Stadt; ich muß auf den Waarenspeichern Platz machen lassen. Das sämmtliche Palmöl und die Straußenfedern werde ich sofort begeben, vielleicht auch einen Theil des Elfenbeins; es braucht also nicht zweimal transportirt zu werden."

Der Capitän begab sich in die Stadt, um seine Freunde zu besuchen; ich aber mußte zu Frau Basel in ihre hübsche Stube kommen und ihr noch einmal Alles erzählen, denn es war ihr durch das Hin- und Hergehen und die Beschäftigung in der Küche Manches entgangen. Sie horchte mit großer Aufmerksamkeit, und wenn sie Etwas nicht recht verstehen konnte, so ruhte sie nicht, bis ich es ihr ganz deutlich gemacht hatte. Besonders interessirte sie sich für das Frauengeschlecht, und ich mußte Alles davon erzählen und durfte selbst die geringste Kleinigkeit nicht vergessen.

Ausführlich mußte ich ihr auch von dem schlechten Schlebusch Alles, was ich wußte, mittheilen. Sie hatte sonst ein sehr wohlwollendes Gemüth, aber dem Schle-

busch gönnte sie doch, daß er einmal aufgegabelt und unschädlich gemacht werde.

Als sie mich genug ausgefragt hatte, öffnete ich meine Koffer und beschenkte sie mit allerlei Muscheln, die ich an den afrikanischen Gestaden aufgelesen hatte; auch hatte ich blutrothe und glänzend schwarze Korallenstämme mitgebracht, weil ich wußte, daß sie dieselben liebte.

„Nun geh' in Dein Stübchen," sagte sie, „und sieh, ob es Dir noch gefällt."

O, wie hatte sie da Alles so hübsch eingerichtet und auf meine Neigungen Rücksicht genommen. Ich wußte wohl, daß sie das Stübchen besonders liebte, weil Ottomar zu seinen Lebzeiten sich in demselben aufgehalten, aber Einiges kam auch auf meine Rechnung, denn nachdem ihr Sohn gestorben war, ließ sie einen Theil ihrer Zuneigung auf mich übergehen.

Schon am folgenden Tage mußte ich mich auf der Marineschule zum Examen melden, denn Herr Klaus Basel wollte die Sache gern geordnet haben, ehe wir von Neuem in See stachen. Da sich noch mehrere junge Leute angemeldet hatten, so wurden wir gleich angenommen und das Examen auf die folgende Woche festgesetzt. Ich überflog noch einmal Alles, was ich wissen mußte, und begab mich dann in den Saal der Prüfungs-Commission.

Hier waren schon eine Anzahl von Professoren, Schiffscapitänen und Rhedern zusammen. Ihre ernsthaften Mienen und faltigen Gesichter flößten mir große Besorgnisse ein, denn ich fürchtete, daß sie sehr strenge mit uns verfahren und das Examen sehr schwer machen würden. Wir mußten uns Alle um einen großen Tisch setzen, auf welchem verschiedene Schiffsmodelle standen.

Nachdem wir uns niedergelassen hatten, wurden wir zuerst in den Sprachen, der Naturgeschichte, Astronomie, Weltgeschichte und Geographie, sowie im Rechnen, der Algebra und der Mathematik geprüft, um unsere allgemeine Bildung darzulegen. Die Professoren,

welche diese Prüfung abhielten, zogen sich dann zurück, und nun begannen die Capitäne zu prüfen. Wir mußten alle einzelnen Theile der Schiffe benennen und ihren Gebrauch erklären. Da gab es manchmal recht curiose Antworten, so daß die Herren Capitäne, die sich auf der See das Fluchen und Schreien angewöhnen, sich mit Donnern und Blitzen vernehmen ließen, und uns reichlich mit allerlei Ehrentiteln bedachten.

Endlich schloß das Examen und die Professoren und Capitäne traten wieder zusammen, um sich über uns schlüssig zu machen. Sie brauchten nicht viel Zeit, sondern waren bald einig. Leider war die größte Zahl der Examinanden durchgefallen; nur ein kleines Häuflein, wozu auch ich gehörte, erhielt die Erlaubniß, sich auf einem Seeschiffe einer Prüfung im praktischen Dienste zu unterziehen. Diese letzte Prüfung sollte in der kommenden Woche geschehen und dann erst das Resultat bekannt gemacht werden.

Ich will hier nun schon kurz berichten, daß ich auf dem Schiffe meine Sache gut machte und in Folge dessen mein Zeugniß als Untersteuermann erhielt. Capitän Eberheim freute sich ebensosehr, als ich; und meine beiden Wohlthäter waren von dem glücklichen Ereignisse so froh gestimmt, daß sie am folgenden Tage ein kleines Familienfest veranstalteten, zu dem alle abkömmlichen Matrosen von der Hansa geladen waren.

Es ging munter genug her und es wurde mancher Toast auf mich ausgebracht, aber das Beste war doch die Erklärung des Herrn Basel, daß ich die nächste Fahrt als Untersteuermann mitmachen solle. Der Capitän erklärte sich einverstanden damit, und so war die Sache abgemacht." —

Bis nach Bingen hatte das Erzählen gute Ruhe, denn Herr Werner fand es angenehmer, jetzt die Gegend zu beschauen und sich von mir und Blümeling in die historische Merkwürdigkeit der Orte einweihen zu lassen.

„Es ist sonderbar, sagte er; „ich habe in der Welt

so viele landschaftliche Paradiese gesehen, daß der Rhein gar Nichts dagegen ist, aber weder unter den Palmen und Oelbäumen Afrika's, noch unter den Cedern und Riesentannen Amerika's ist es mir jemals so heimisch gewesen, als hier. Ich bin sehr froh, daß ich eine längere Rastzeit habe, um die Ufer des Rheins und seiner Nebenflüsse zu genießen. Wenn ich draußen auf dem Weltmeere umhertanze, werde ich doch eine schöne Erinnerung an die Heimath haben und in derselben schwelgen können."

Wir kamen nach Bingen. Die Eisenbahn von da durch das Nahethal war schon damals im Betriebe, aber Herr Heinz Werner meinte, es sei eine Sünde, bei schönem Wetter und der frischen Luft in einem verschlossenen Kasten dahin zu fliegen, wir sollten lieber einen offenen Wagen nehmen.

Sein Vorschlag fand unsern Beifall. Nachdem wir das Ungeheuer von schwarzem Koffer auf der Bahn zu Bingerbrück als Eilgut aufgegeben, machten wir uns auf den Weg, einen Hauderer aufzusuchen, was auch nach einiger Schwierigkeit gelang.

In heiterer Stimmung fuhren wir am folgenden Morgen von Bingerbrück ab, zur Linken die Klopp mit der alten Burg, wo im Mittelalter Kaiser Heinrich gefangen saß, und auf der Spitze an der Nahe der Scharlachsberg mit dem herrlichen Weine. Der Capitän hatte für die vielen Naturschönheiten, an denen wir vorüberkamen, recht offene Augen, und er fand stets irgend einen Ort in der Welt, der mit dem passirten Aehnlichkeit hatte.

Unter den angenehmsten Plaudereien kamen wir in Kreuznach an und stiegen, ohne lange zu wählen, in einem Gasthofe ab, der uns ziemlich einladend erschien. Während die Frauen Toilette machten, rauchten wir unsere Cigarren und bestellten einen duftenden Mocca, nach welchem die Frauen schon längst geseufzt hatten. Er mundete trefflich, aber unsere Weibchen

hatten doch nicht lange Ruhe, denn sie wollten noch vor Abend ein Stück Badeleben sehen.

Unser Wunsch, die Stadt in Augenschein zu nehmen, ließ sich gut damit verbinden. Wir fanden die Straßen enge, in Spitzen auslaufend, am Wasser windmühlenartige Häuser, die sich oben erbreiteten, jedoch überall viel Leben, die mit Balkonen und Gärten versehenen Badehäuser, sowie die Anlagen, in welchen die Brunnentrinker umherwandelten, sehr hübsch.

Unsere Frauen labten sich am meisten an den Trachten der ausländischen Damen, und sahen eine Masse Dinge, die uns gar nicht in die Augen gefallen wären; aber das Wasser wollte ihnen gar nicht munden; sie meinten, ein ordentlicher, unverfälschter Caffee sei doch bei Weitem vorzuziehen.

Als es zu dunkeln begann, verödete sich allmählich der Brunnengarten, und wir kehrten wieder in unsern Gasthof zurück, in welchem es unterdessen auch sehr lebendig geworden war, denn die Fremden hatten ihre Spaziergänge in die romantische Umgebung vollendet, und fühlten nun ein Bedürfniß nach Speise und Trank. Wir aber wollten unsere Abendmahlzeit noch ein paar Stunden verschieben, um den Erzählungen unseres neuen Freundes noch eine Weile zuhören zu können. Er warf seine Cigarre durch das offene Fenster, und fing sogleich an:

IX.

„Herr Klaus Basel brauchte nicht lange zu rechnen, um herauszubringen, daß die Afrikafahrt einen ungeheuern Gewinn gebracht hatte. Vergnügt strich er sich den Bart und sprach: „Wenn Sie wollen, so habe ich gegen eine zweite Reise dieser Art Nichts einzuwenden, und wir können morgen gleich anfangen, unsere Ein-

käufe für den Gott von Loango zu machen. Indessen werde ich die Hansa einer Revision unterwerfen lassen, ob sie auch noch vollkommen seetüchtig ist. Wenn nicht, so nehmen Sie ein anderes Schiff."

„Vollständig einverstanden," antwortete der Capitän, „aber ich schäme mich fast, wieder mit so alten Lumpen abzusegeln. Jedenfalls werde ich den Umweg nach Tunis machen, theils um ein Auge auf den Schlebusch zu haben, theils um einige hunderttausend tunesische Kopfbedeckungen einzukaufen, deren Roth mit der langen Quaste den Westafrikanern gehörig in die Augen stechen wird. Fortschritt muß immer da sein, sonst ist beim besten Handel kein Vergnügen."

„Wie es Ihnen gutdünkt," entgegnete Klaus Basel, „bestimmen Sie selbst, was hier an Ort und Stelle eingekauft werden soll. Ich füge mich gerne Ihren Ansichten, denn Sie kennen die Welt und ihre Bedürfnisse besser als ich."

Ich will mich nicht dabei aufhalten, was noch Alles geschah, genug, nach zwei Monaten nahmen wir abermals Abschied und steuerten die Elbe hinab. Als wir die Hansa, die sich noch seetüchtig bewiesen, bestiegen, flüsterte mir der Capitän zu: „Wenn wir zum zweiten Male in Hamburg ankommen, mußt Du das Obersteuermanns-Examen ablegen. Richte Dich darnach und mache die Augen auf. Meine Bibliothek und meine Instrumente stehen Dir zur Verfügung, und wenn freie Stunden kommen, so mache ich wieder den Professor."

Ich versprach ihm, nicht zu faullenzen, sondern ihm Ehre zu machen, und so fuhren wir unter den Gesängen der Matrosen in die Nordsee hinein. Unsere Erlebnisse brachten nicht viel Neues, nur daß wir in Palermo anlegten, um, wie der Capitän sagte, uns einen guten Tag zu machen; den eigentlichen Grund theilte er nur mir mit. Man hatte ihm nämlich gesagt, der Star liege im Hafen von Palermo, und wenn er den Schlebusch fangen wolle, dann sei er dort am rechten Orte. Diese Mittheilung erwies sich allerdings

als ein Märchen, aber wir waren nun einmal da und wollten auch nicht so rasch scheiden.

Der Capitän nahm mich mit in das Hôtel Trinacria, wo die vornehme Welt abzusteigen pflegt; immer hegten wir noch die Hoffnung, Etwas vom Star zu hören, aber diese Hoffnung war eine vergebliche. Man sagte, bei Palermo sei lange kein Seeraub vorgekommen, dagegen verlaute in jüngster Zeit, daß das Unwesen bei Tunis wieder begonnen habe.

„Wir werden den morgigen Tag dazu verwenden, um die Stadt und ein wenig von ihrer Umgebung zu sehen," sprach der Capitän; heute thun wir genug, wenn wir aus den Fenstern unseres Zimmers in süßem Nichtsthun den blauen Golf und die prächtigen Berge beschauen. Wir thaten es auch, bis die Nacht einbrach und die hereinschwärmenden Insecten es räthlich machten, das Fenster zu schließen.

Am andern Morgen miethete der Capitän einen Wagen, nahm einen Führer dazu und gab ihm den Auftrag, die Tageszeit so einzutheilen, daß wir möglichst viel zu sehen bekämen.

Der Mann war stolz auf sein Geschäft, und ließ sich nicht viel d'rein reden. „Vertrauen Sie auf mich," sagte er, „ich kenne meine Vaterstadt durch und durch, und bin nicht gewöhnt, mein Geld im Schlafe zu verdienen. „Palazzo Reale", wandte er sich an den Kutscher, und der Wagen rollte hinauf zu der königlichen Burg, welche ihren saracenischen Ursprung nicht verleugnen kann. Das Prachtvollste, was sie aufzuweisen hat, ist die Capelle des heiligen Petrus, deren Wände ganz mit den herrlichsten Mosaiken bedeckt sind. Sie wird die schönste Capelle der Welt genannt, und wohl nicht mit Unrecht. Wir konnten uns kaum davon losreißen, und wie entzückend schön auch viele der Schloßräume waren, so kam uns die Capelle doch immer wieder in's Gedächtniß.

Die große Kathedrale, obschon ein durchaus christliches Bauwerk, machte doch einen moscheeartigen Ein-

druck in ihrem Aeußern, und selbst im Innern waren Anklänge daran vorhanden. Außer den vielen Kirchen und dem Museum, sagte uns der prachtvolle Brunnen beim Senatspalaste besonders zu, sowie auch die alten Gebäude, welche noch aus der Maurenzeit herrühren.

Eine Fahrt durch die Apfelsinen- und Citronengärten erquickte das Auge mit dem Grün der Blätter und dem leuchtenden Golde der Früchte. Welch' ein gesegnetes Land ist doch Sicilien!

Am Nachmittage fuhren wir hinauf nach Monreale, wo der alte, in maurischer Bauart aufgeführte Dom steht, den man nur mit Staunen und Bewunderung sehen kann. Auf dem Wege sahen wir Oelbäume von einem so hervorragenden Alter, daß man die Stadtmauer durch ihre Höhlung gezogen hatte. Dennoch grünten sie lustig weiter und trugen unzählige Früchte.

Auf unserem Bergwege sahen wir unten in die herrlichen Pomeranzengärten, und zu unserer Rechten den Berg hinan die stacheligen Wälder von riesigen Cactuspflanzen. Sie werfen durch die Feigen, welche sie tragen, einen enormen Gewinn ab; der größte besteht aber wohl darin, daß ihre Wurzeln die Felsen sprengen und dieselben nach und nach zu fruchtbarem Lande umschaffen.

Obschon wir nur einen geringen Theil der wunderbaren Schönheiten gesehen hatten, so kehrten wir doch sehr zufrieden in unsern Gasthof zurück und ließen uns die Schildkrötensuppe um so besser schmecken, weil wir die lebenden Exemplare am Morgen auf dem Hofe gesehen hatten, also nicht durch irgend ein Surrogat beschwindelt wurden.

Ich für meinen Theil wäre gerne noch einen Tag in der herrlichen Stadt geblieben, aber der Capitän wollte nicht. „Morgen in aller Frühe geht's zu Schiffe und dann ab nach Tunis. Ich fürchte, der Schurke von Schlebusch geht uns sonst wieder durch."

Ich wagte keine Einwendung, denn was er sich einmal vorgenommen, daran durfte nicht mehr gerüttelt

Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Zur See.

werden. Wir tranken also unsern Marsala und gingen dann zu Bette. Am folgenden Morgen, ehe die Einwohner von Palermo noch aus den Betten aufgestanden waren, gingen wir durch die Porta felice zum kleinen Hafen und ließen uns zu unserem Schiffe rudern. Bald segelten wir wieder draußen in dem blauen Meere, entfernten uns aber nicht weit vom Ufer, sondern hielten den Curs ein, den die Dampfboote zu fahren pflegen, welche den Verkehr zwischen Palermo und Tunis vermitteln.

Der Capitän hielt sich viel auf dem Deck auf, und wenn wir an einem Golf oder Hafen vorüberkamen, so war sein Fernrohr niemals müßig; immerfort spähte er nach dem Star.

Vor Trapani, wo man die schönen Korallen- und Alabastersachen kauft, und vor Marsala, wo der vortreffliche Wein wächst, lavirte er einige Male auf und nieder, ohne indessen den Star zu finden."

„Er muß doch hier herum stecken," sagte er; „am Ende wird er auf der Insel Pantellaria im Hinterhalte liegen, um sogleich hervorzuschießen, wenn sich ein schwaches Fahrzeug nähert. Wir müssen hin und uns überzeugen; weit liegt es uns ja ohnehin nicht aus dem Wege."

Diese Insel ist nur zwei Meilen groß und hat kaum sechstausend Einwohner, aber sie ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge vortrefflicher Feigen, Rosinen und anderer Südfrüchte hervor, von deren Verkauf die Einwohner von Pantellaria sich reichlich nähren. Die Insel ist auch noch bekannt wegen ihrer ausgezeichneten, ausdauernden Esel und der vielen heißen, kohlensauern Quellen. Die weißen Häuser sind den Berg hinauf gebaut und geben durch ihren hellen, weithin leuchtenden Schimmer der Insel ein eigenthümliches Aussehen.

Wir liefen daselbst an und fragten den Hafencapitän sogleich, ob sich verdächtige Schiffe gezeigt hätten.

„In der letzten Zeit nicht," gab er zur Antwort,

aber jenseits Tunis, auf Algier zu, soll es sehr verdächtig sein."

„Sollen wir wie der ewige Jude umhergehetzt werden?" fragte der Capitän unwirsch. „D'rauf Jungens! Wenn es uns von Gott beschieden ist, daß wir den Strolch haben sollen, so wird er uns wohl in den Hals laufen."

Die Segel faßten wieder vollen Wind, und wir waren noch nicht lange gefahren, als wir in der Ferne das Cap Bon der Küste von Afrika sahen. Durch diese ewig heitere Luft kann man schon sehr weit die Gegenstände sehen, und da wir uns der Küste mehr näherten, so wurde sie immer deutlicher, bis wir endlich in den Golf von Tunis einfuhren, wobei wir die beiden kleinen Inseln Zembra und Zembarotta passirten. Links um den Golf standen hohe, nackte Felsgebirge und hoben sich wahrhaft großartig und majestätisch in die heiße Luft.

Nachdem wir noch einige Stunden in den sich verengenden Golf hineingefahren waren, sahen wir den Landungsplatz Goletta auf einem schmalen Landstreifen vor uns liegen; rechts davon auf einem unbedeutenden, nur mit seiner Spitze steil in's Meer fallenden Vorgebirge das Heiligendorf Sidi-bu-Said, wo ehemals Karthago lag. Hinter diesem Landstreifen befindet sich der See von Tunis, welcher durch einen Kanal mit dem Golf verbunden ist.

Hier legte die Hansa bei, denn der Kanal ist für große Schiffe nicht breit genug, und der See, den die Araber El Babyrah oder das kleine Meer nennen, von dem ewig hineinlaufenden Schmutze der Stadt ganz verschlammt und seicht. Im Hintergrunde dieses Sees lag die Stadt Tunis, deren Häuser und Minarets uns entgegenwinkten. Wir stiegen in die bereit liegenden Barken und fuhren über den See, der von einem wunderbar reinen Himmelsgewölbe überblaut war. Der ganze Sumpf war von kleinen, mit lateinischen Segeln versehenen Barken bedeckt, denn zwischen Goletta, dem

Hafen von Tunis, und der Stadt herrscht immerfort ein reger Verkehr, indem die vor Anker liegenden Schiffe ihre Waaren holen und senden, und die mit den Dampfbooten von Algier, Tripolis und Sicilien ankommenden Reisenden sich ebenfalls nach Tunis befördern lassen. Der Schiffe aber liegen eine ganze Menge bei Goletta, weil die Stadt Tunis mit vielen bedeutenden Städten und Hafenplätzen Handel treibt.

Die Barken wurden fortwährend von Möven, Kormorans und anderen Wasservögeln umflattert, und die langbeinigen Flamingos wateten zumeist von den Ufern in den Morast und tauchten ihren Schnabel in die Brühe, um nach Nahrung zu suchen. Das war ein herrliches Bild, aber noch schöner wurde es, als der Abend nahte. Die steilaufsteigenden Berge bedeckten sich mit rosenrothem, hingehauchtem Dufte, der ihren Formen etwas ungemein Liebliches gab. Nachher wurde diese Rosafarbe mit einem zarten Veilchenblau übergossen, und diese Farben reflectirten nicht allein auf dem See, sondern theilten sich auch den kleinen, mit den lateinischen Segeln versehenen Booten mit, so daß man in einem Feensee zu schwimmen glaubte.

Die Nacht war schon da, als wir an der Marine landeten. Wir konnten also nicht viel mehr unternehmen, denn die Tunesen machen es nicht wie wir, daß sie die halbe Nacht durchschwärmen, sondern gehen frühzeitig zu Bette.

Eine Menge von Packträgern umringten uns und machten mehr Lärm, als nöthig war. Der Capitän ging echt orientalisch mit ihnen zu Werke, indem er dem vorlautesten eine schallende Ohrfeige gab und sprach: „Scheer Dich, Du Hund, Du sollst meine Sachen nicht mit Deinen Fingern beschmutzen. Komm' Du her, kleiner Jslaemit, Du sollst uns die Koffer in das Hôtel d'Orient zu Monsigneur Michel schaffen."

Der kleine Jslaemit war mit diesem Bescheide ganz zufrieden und lud sich sogleich die Last auf, welche für seine schmalen Schultern viel zu groß schien.

Wir wurden in dem Hôtel freundlich und zuvorkommend aufgenommen, und zum Ruhme desselben muß ich bekennen, daß es nicht allein recht hübsch eingerichtet war, sondern auch einen guten Tisch führte. Alle Speisen schmeckten angenehm, dazu erhielten wir anständiges Tafelgeschirr, silbernes Besteck und reine Servietten. Ueberhaupt habe ich die orientalischen Gasthöfe immer besser gefunden, als sie von den Europäern geschildert werden.

Monsieur Michel war ein angenehmer, unterhaltender Mann und gerne bereit, uns zu dienen. Nach dem Essen gab er uns verschiedene Adressen, wo wir die beabsichtigten Einkäufe am besten und am billigsten bewerkstelligen könnten. Auch sagte er uns im Voraus die Preise, damit wir nicht über das Ohr gehauen würden.

So gingen wir mit einem zufriedenen Gemüthe zu Bette und streckten uns behaglich auf das weiche Lager.

„Schlaf gut, mein Freund, sagte der Capitän, und er hatte kaum das Wort aus dem Munde, so schnarchte er auch schon.

Am folgenden Morgen waren wir zeitig auf den Beinen, denn wir wollten in kurzer Zeit viel sehen und viel thun. Schon bei den ersten Schritten hatten wir ein anschauliches Bild der ganzen tunesischen Wesenheit, denn wohin wir schauten, befand sich neben der größten Pracht der größte Schmutz, so daß ein europäisches Auge davon im höchsten Grade beleidigt wird; aber nach und nach gewöhnten wir uns so daran, daß wir es auffallend gefunden hätten, wenn sich unter den glühenden afrikanischen Sonnenstrahlen die geleckte europäische Nettigkeit breit gemacht hätte.

Etwas kam mir aber doch höchst tunesisch vor. Wir kamen nämlich in eine Straße, welche so enge war, daß die Bewohner der beiden Seiten sich auf den flachen Dächern Besuche machten, indem der Eine zum Andern herübersprang. Im Anfange überraschte mich das sehr,

aber da der Orientale in den kühleren Tagesstunden gerne auf dem Dache verweilt, so fand ich es später sehr natürlich.

Verläßt man eine so enge Straße, so steht man oft plötzlich vor einem vielbesuchten Caffeehause, das von dichtbelaubten Bäumen umschattet ist und deßwegen einen angenehmen Aufenthalt bietet. Auf den Plätzen wimmelt es von säulengetragenen Zelten oder auch von Leinwanddächern, die nur von Pfählen gestützt werden. Hier suchen die Menschen Schutz gegen die Sonne. Hier erheben sich neben einem alten verfallenen Thore hochragende Palmen, dort strebte ein prächtiger Palast in die Höhe, während nebenan eine elende Hütte lag.

Nirgends können die Gegensätze größer sein; bald gelangt man in eine Gegend, die ganz wie ein orientalisches Dorf aussieht, und bald steht man wieder plötzlich vor einer hohen Kuppel, einem Minaret oder einer Ruine aus der römischen oder saracenischen Zeit.

Auf den Bazars, die oft nur aus einer Reihe von Zelten und Leinwandbuden bestehen, wimmelt es von Käufern; die Kaufleute sitzen mit einer stoischen Ruhe bei ihren Waaren und haben Nichts von der Beweglichkeit ihrer Nachbarn, der Italiener. Nur, wenn Verkäufe mit Ausrufungen stattfinden, kommen sie aus ihren Buden, mengen sich unter die bunte Gesellschaft der Käufer und preisen ihre Waaren an.

Nicht allein die Menschen, die Buden und die Landschaft haben ein orientalisches Gepräge, sondern auch die Waaren. Man sieht eine Menge mit Sammt und Maroquin überzogener und mit Gold und Silber verzierter Reitsättel, schöne kostbare Waffen, reiche Gewebe und hübsche Perlmutterkästchen; auch fehlt es nicht an Korallenschmuck und Gold- und Silberwaaren, während die Schneider eine Menge bunter, rosenrother, grüner oder gelber Stoffe zum Verkaufe auslegen und fertige Kleider, gestickte Babuschen und hübsche Burnus feil bieten.

Bei Vielen fanden wir die rothen Feß, von denen

der Capitän einkaufen wollte. Er trat an eine Bude, nahm eine der rothen Mützen in die Hand und fragte nach dem Preise. Der Verkäufer nannte denselben mit großem Gleichmuthe.

„Ich könnte vielleicht hunderttausend Stück gebrauchen," sagte der Capitän, „aber ich müßte natürlich andere Preise haben, und die Ablieferung dürfte sich nicht zu sehr verzögern."

Der Feßmacher glaubte wahrscheinlich, der Capitän wolle Scherz treiben, denn er machte ein finsteres Gesicht und schaute ihn gar nicht mehr an.

„Ich spreche im Ernste," fuhr der Capitän fort, „wenn es Dir aber nicht behagt, so will ich zu Deinem Nachbarn gehen."

Jetzt kam Bewegung in den Schneider; er erhob sich und lud den Capitän ein, in seine Bude zu treten, wo sich die Sache besser besprechen lasse. Offenbar fürchtete er, sein Nachbar möge Wind von dem großartigen Bedarfe des Fremden bekommen. Wir traten ein, und er ließ sogleich die Leinwand herab und schloß also das Geschäft zu, um in seinem Handel nicht gestört zu werden. Er wollte die verlangte Anzahl Mützen in acht Tagen liefern und täglich ein Achtel fertig stellen, aber er verlangte eine Art von Sicherstellung, weil er die Zahlungsfähigkeit des Capitäns nicht kannte.

„Du bist vollständig in Deinem Rechte," sagte der Capitän; „ich werde Dich so sicher stellen, daß Du damit zufrieden bist. Komm mit zu Monsieur Michel; dort werde ich den Betrag für ein Viertel oder meinetwegen auch für die Hälfte Deiner Lieferung, oder für die ganze deponiren."

So war der Handel sehr bald abgemacht und wir konnten die übrige Zeit der Besichtigung von Tunis und der Umgegend widmen.

Die Einwohner, etwa hundertfünfzigtausend an der Zahl, bestehen aus Mauren, Türken, Juden, Christen und Beduinen, welche Letzteren die Dörfer und die Vor-

städte mitunter unsicher machen, so daß es anzurathen ist, sich bei anbrechender Nacht in die Stadt und in die Häuser zurückzuziehen, wo sich dann die Familie beim Caffee versammelt, während die Fremden sich gewöhnlich in den besonders dazu eingerichteten Caffeehäusern aufhalten.

Der Capitän hielt es für angenehm und nützlich, dem Bey einen Besuch zu machen. Da er zu diesem Behufe vorher sich die Empfehlung eines Ministers erwerben mußte, so beschloß er, den Kasnadar aufzusuchen, welcher in Goletta in der Nähe des Bey'schen Sommerpalastes wohnte.

Um nicht nochmals über den flachen See zu müssen, nahm er einen Wagen; wir fuhren um die Ufer desselben und befanden uns in anderthalb Stunden vor dem Eingange des ministeriellen Palastes. Der Thürhüter, welcher rechts vom Eingange in einer Loge saß, war reich mit Orden behangen. Sein schwerer, blautuchener Ueberrock mit dem hohen Kragen und den engen Aermeln mußte ihm in der barbarischen Hitze nicht sehr angenehm sein, wenn ihm auch die großen Metallknöpfe wegen ihres Glanzes sichtlich Freude machten. Die gelben Hosen sahen eigentlich gar nicht hoffähig aus, aber in Tunis hat man auch einen ganz andern Begriff von Hoffähigem, als bei uns.

Neben ihm hockte auf seinen untergeschlagenen Beinen der Leibkoch des Ministers, dessen dicker Bauch sich in dem schwarzen Rocke kaum verbergen ließ. Merkwürdiger Weise trug der Mann einen schwarzen Rock und eine enganliegende violette Hose. Die schwarzen, fetten Eunuchen, welche beständig auf die Haremsklingel lauschen, waren vom Kopfe bis zu den Füßen in Weiß gekleidet, und die große Zahl der Bedienten, welche müßig umherschlenderten, hatten sich in Pariser Fracks nach der ältesten Mode gesteckt.

Es dauerte lange genug, bis der Minister sich endlich herbeiließ, uns zu empfangen. Der Mann hatte ebenfalls die heimische arabische Tracht verschmäht und

sich in einen Pariser Frack gekleidet. Mitten unter seinen Officieren und Generälen empfing er uns, und als der Capitän ihm sein Ansinnen vortrug, nahm er ein Stück Papier, schrieb einige Worte darauf und sagte dann, der Bey sei nicht mehr in Goletta, sondern gestern nach dem Bardo gegangen; wenn wir uns dahin bemühen wollten, so werde das Stück Papier uns die Thüre seiner Herrlichkeit öffnen.

„Verfluchtes Herumkutschiren," sagte der Capitän, „aber wir werden doch wohl hin müssen."

So fuhren wir also wieder zur Stadt zurück und begaben uns zu dem wenig sehenswerthen Palaste. Die vielen Diener, welche ohne Beschäftigung umherliefen, hielten es nicht der Mühe werth, uns anzuhören, und es hätte es uns wohl gegangen, wie so Vielen, die tagelang in den Vorzimmern liegen, wenn dem Capitän nicht das Sprüchwort eingefallen wäre, daß ein mit Gold beladener Esel die höchsten Mauern übersteigen kann.

Ohne Weiteres nahm er einen der angesehensten Diener, unter den Arm, drückte ihm eine Handvoll Zechinen in die Faust und sprach: „Da ist ein Zettel, von dem der Minister sagte, daß es der Schlüssel zur Thüre des Bey sei."

Der Diener verstand ihn sogleich und hieß uns, dicht bei der Thüre stehen zu bleiben; er wolle schon dafür sorgen, daß wir bald vorkämen. Er hatte die Wahrheit gesagt, denn nach einer Stunde erschien er wieder und geleitete uns hinein.

Der Bey empfing uns liegend, und er hielt sogleich die Hand auf, um das übliche Geschenk in Empfang zu nehmen. Der Capitän hatte vorsorglicher Weise daran gedacht und ein in Gold gefaßtes Bildniß des Königs von Preußen mitgenommen. Er schaute die Züge des Monarchen, von dem er so viel gehört, eine Zeit lang prüfend an, dann nahm er eine Schnur, hing es um seine Brust und fragte nach unserem Begehren.

Der Capitän war niemals um eine Antwort verlegen,

und er sagte ihm, daß er gekommen sei, um Handelsverbindungen mit Tunis anzuknüpfen, und bereits hunderttausend Feß angekauft habe.

Der Bey hörte ihm freundlich zu und fragte, was er von ihm begehre.

„Zunächst habe ich Dein Antlitz sehen wollen," entgegnete er, „dann aber erbitte ich auch einen Schutzbrief von Dir, damit ich ungestört in Deinen Landen reisen kann, und durch die Furcht vor Deinem Namen auch an der Westküste von Afrika vor Unbilden geschützt bin."

Der Bey fand sich dadurch sehr geschmeichelt und überreichte ihm einen Ferman; zugleich gab er den Befehl, daß immer Kameele bereit stehen sollten, wenn wir Lust hätten, einen Ausflug zu machen.

Damit waren wir entlassen; der Capitän meinte, die Entlassung sei das Beste von der ganzen Audienz.

Der Capitän war jetzt ein angesehener Mann, dem alle Thüren offen standen, und mir kam es ebenfalls zu Gute, denn der Capitän nahm mich überall mit. „Man muß Alles sehen," sagte er, „damit man in der Welt Bescheid weiß und überall zurecht kommt."

Ich will nicht von den Schlössern Bardo und Mersa sprechen, sondern nur eines Ereignisses erwähnen, welches uns einen alten Bekannten wieder vorführt. Eines Tages waren wir nach den Ruinen von Karthago hinausgegangen, um uns die spärlichen Ueberreste der alten berühmten Stadt anzusehen. Die alten Ruinen und der unvergleichliche Anblick des Meeres hielten uns lange zurück und es war schon dunkel geworden, als wir uns dem Heimwege zuwendeten.

Vorsorglicher Weise hatten wir uns mit Dolchen und Pistolen versehen. Obschon wir dem Gerede von der Unsicherheit der Gegend keinen großen Glauben beimaßen, so wollten wir doch auf alle Fälle gefaßt sein.

Noch hatten wir uns nicht weit von der Gegend entfernt, als wir einen Trupp von Beduinen sahen, welche in etwas verdächtiger Weise am Wege standen.

Die weißen Burnusse machten sie in dem Halbdunkel kenntlich.

„Nimm Deine Pistole zur Hand," flüsterte der Capitän mir zu. Jetzt kamen die Beduinen näher und mir wollte bedünken, daß sie nach dem Gürtel griffen. Zu meinem größten Erstaunen hörte ich einen derselben in deutscher Sprache rufen: „Drauf los!"

War es schon an und für sich verwunderlich, daß ein Beduine deutsch sprach, so fiel es mir noch mehr auf, daß die Andern ihn verstanden. Es waren also jedenfalls deutsche Beduinen. Sie konnten sich nur in diese Verkleidung gesteckt haben, um harmlose Wanderer zu überfallen und zu berauben. Im nächsten Augenblicke schon stellte sich diese Vermuthung als richtig heraus, denn sie stürzten auf uns zu und schossen ihre Pistolen ab. Wir erwiderten natürlich sofort mit Schüssen, und da wir in der Minderzahl waren, so griffen wir nach den Dolchen und fuhren zwischen die Kerle hinein.

Sie hatten wahrscheinlich einen so muthigen Widerstand nicht erwartet, denn zwei ergriffen sofort die Flucht.

„Feige Hunde," schrie einer der Zurückbleibenden, Ihr sollt wahrhaftig von der Beute keinen Piaster mitbekommen!"

Wie aus einem Munde riefen wir beide: „Schlebusch!" denn es war der Erztaugenichts, denn wir in Hamburg als Mörder und im Mittelmeer als Seeräuber kennen lernten.

„Wir müssen den Kerl lebendig fangen und dem Bey vorführen," sagte der Capitän.

Der Wegelagerer hatte kaum erkannt, daß er es mit Landsleuten zu thun hatte, als er Fersengeld gab. Wir kümmerten uns nicht um die Andern, sondern stürzten ihm nach; auch hätten wir ihn wohl eingeholt, aber ein Rudel wilder Hunde stürmte jetzt auf uns ein, und wir hatten genug zu thun, um uns derselben zu erwehren. Ohne lange Federlesens zu machen,

schossen wir in den bellenden Haufen, und streckten ein paar derselben nieder. Die übrigen von der Meute verzogen sich; aber nun hatte Schlebusch einen so großen Vorsprung, daß wir ihn nicht mehr einholen konnten. Wir mußten uns in die Stadt zurückziehen, denn die Schüsse hatten die Nachbarschaft geweckt, und wir hörten, wie die Leute aus den Häusern kamen, um nachzusehen, was es gäbe.

„Komm," sagte der Capitän, „wir werden den Schurken morgen schon finden."

Am folgenden Morgen gingen wir wieder nach der Mersa hinaus, fanden auch die todten Hunde, d. h. nur die Knochen, denn das Fleisch hatten ihre Kameraden in der Ruhe der Nacht verzehrt. Die Straßenräuber waren nirgends zu sehen. Sie hatten sich entweder zeitig aus dem Staube gemacht oder hielten sich irgendwo verborgen. Das Geeignetste wäre gewesen, sie sofort den Behörden anzuzeigen, aber damit war es in Tunis eine eigenthümliche Sache. Die Polizei lag nicht selten mit den Straßenräubern unter einer Decke und ein Verbrecher konnte oft jahrelang ungestraft offenen Raub vollführen. Auf der andern Seite meinte der Capitän auch, es sei eine mißliche Sache, einen Deutschen des Straßenraubes anzuklagen, denn in der Verblendung des Hofes konnte es leicht dahin kommen, daß man das Verbrechen allen Deutschen auf die Rechnung schrieb und sie vielleicht gar der Stadt verwiesen hätte. „Schweigen wir lieber," sprach er, „ich weiß aus Erfahrung, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Wenn der Wessir oder irgend ein anderer Großer etwas gegen uns haben sollte, so würde ihm diese Geschichte eine willkommene Veranlassung sein, uns um die Gunst des Bey zu bringen oder uns die sämmtlichen Feß abzunehmen, die wir bereits bezahlt haben. So ist das Volk hier. Verlaß Dich darauf. Was den Schlebusch angeht, so hoffe ich zu Gott, daß er uns doch noch einmal in die Hände laufen wird."

Mir war der lumpige Ausgang dieser Sache nicht ganz angenehm, aber da ich den Capitän als einen besonnenen und wohlüberlegenden Mann kannte, so hielt ich es für am besten, einzustimmen; heimlich aber gab ich die Hoffnung nicht auf, ihn zu fangen. Von nun an paßte ich sehr genau auf die Beduinen, aber meine Aufmerksamkeit war vergebens. Entweder hielt sich Schlebusch in Tunis verborgen oder er hatte sich in die Wüste zurückgezogen, wo es ihm nicht schwer fallen konnte, für einige Zeit gastliche Aufnahme zu finden.

Da ich im Stillen die Hoffnung nährte, daß er in der nächsten Umgebung der Stadt sei, so trieb ich den Capitän fortwährend zu Ausflügen an, und so geschah es, daß wir auch zu den Ruinen von Karthago kamen. Ich hatte von denselben seit meiner Kindheit gehört und gelesen, fand mich aber bei meiner Ankunft sehr getäuscht, denn außer einigen Trümmern, die nicht mehr erkennen ließen, was sie einst gewesen, fanden sich nur noch eine Reihe von gewölbten Sälen vor, die man für ehemalige Cisternen hält.

Obschon die Aussicht von der hohen Landzunge entzückend schön fühlte sich, so war doch auch der Capitän von diesem Besuche nicht befriedigt, und als man ihm sagte, es sei sehr lohnend, einen Ausflug nach Saghuan zu machen, so war er gleich bereit. Wir kehrten also nach Tunis zurück, mietheten Kameele und Araber, die uns begleiten sollten und setzten unsere Abreise auf vier Uhr des folgenden Morgens fest.

Die Reisenden sind auf einem solchen Ausflug nicht selten den größten Plackereien und Gefahren ausgesetzt. Wir brauchten das nicht zu fürchten, weil man wußte, daß wir im Schutze des Bey standen.

Um die bestimmte Stunde befanden sich unsere Araber vor dem Hôtel; wir bestiegen die Kameele und ritten nach Süden durch eine sehr interessante Gegend. Sehr häufig kamen wir an Ruinen und Resten von Wasserleitungen vorüber, deren Stärke und Mächtig-

keit uns nicht wenig in Erstaunen setzte. Die Hitze wurde bald unerträglich und sie hielt den ganzen Tag an. Erst gegen Abend, als uns in der Ferne die goldschimmernden Umrisse des Duschargebirges entgegenleuchteten, wurde die Temperatur erträglich. Wir waren recht müde und hätten gerne Rast gemacht, aber die Araber riethen uns, die angenehmen Nachtstunden zu benutzen und bis zu unserm Ziele durchzureiten.

Wir folgten ihren Rathschlägen und befanden uns nach einem neunzehnstündigen Ritte in dem Dorfe Saghuan. Hier stiegen wir ab und legten uns zum Schlummer auf den Boden. Es war eben kein weiches Lager, aber wir schliefen nichts desto weniger ganz vortrefflich. Am folgenden Morgen wurden wir von dem Geschrei der Dorfbewohner geweckt, welche unser Lager umstanden und uns schon in der frühen Morgenstunde Trauben, Melonen und andere Früchte zum Kaufe anboten. Wir erstanden Einiges, nahmen dann in einer sehr schmutzigen Kaffeewirthschaft ein Frühstück und brachen nach der eine halbe Stunde entfernten Tempelruine auf.

Hier fanden wir nicht allein großartige Ruinen einer Wasserleitung, sondern auch die noch wohl erhaltenen Ueberreste eines Tempels mit einem gemauerten Wasserbecken.

Die Gegend war so entzückend schön, daß wir uns sobald nicht davon trennen konnten, sondern frischen Muthes in die Wüste hineinritten, bis wir die Ruinen von Dschugar erreichten, wo die große Wasserleitung beginnt, welche Karthago mit Trinkwasser versorgte. Wir hätten uns hier gerne länger aufgehalten, aber die Gegend wurde durch Löwen und Panther unsicher gemacht, deßwegen zogen wir es vor, nach einigen Tagen eines sehr angenehmen Aufenthaltes wieder nach Tunis zurückzukehren."

Hier schaute der Erzähler auf seine Uhr und sprach: „Ich denke, daß wir nun zu Bette gehen und morgen einen Spaziergang nach Münster am Stein

machen. Ich habe gehört, es soll sehr hübsch daselbst sein. Aber ich hoffe, daß die Damen zeitig bei der Hand sind, denn — die Morgenstunde hat Gold im Munde."

X.

Die Mahnung an die Frauen war nicht vergebens gewesen; ehe sich noch Jemand im Gasthofe regte, waren sie schon bei ihrer Toilette. Wir Männer läuteten unterdessen die Kellner aus ihrem Morgenschlafe und sorgten, daß wir ein Frühstück bekamen.

Es war noch recht stille in Kreuznach, als wir durch die Straßen hinabschritten und unsern Weg nach Münster nahmen; aber die Luft war so rein, heiter und morgenfrisch, daß wir uns ganz verjüngt fühlten. Wir waren aber doch nicht die Einzigen, welche sich den schönen Morgen zu Nutzen machten. Hier und dort begegneten uns Kurgäste, welche hinausgegangen waren, um sich Appetit zu holen.

Herr Heinz Werner, der so viel in der Welt gesehen hatte, konnte sich doch noch recht kindlich über jede Kleinigkeit freuen. Alle Augenblicke blieb er stehen, schaute nach den Bergen jenseits der Nahe und suchte in seiner Erinnerung nach, wo er in Asien, Afrika oder Australien Aehnliches gesehen hatte.

„Die Natur ist überall schön," sagte er, „ob Palmen und Oelbäume, ob Eichen und Buchen, man sieht in Allem die Weisheit und Allmacht des Schöpfers."

Bei Münster passirten wir die Nahebrücke und gingen am Ufer hinauf, wo auf den grünen Wiesen die Gradirwerke der Salinen standen. Es sah wunderschön aus, wie die salzigen Tropfen von Dorn zu Dorn fielen und im Scheine der Morgensonne wie Tausende von Goldkörnern und Diamanten glänzten, während unter den Hecken all' die Millionen Tropfen

sich zu einem salzhaltigen Bächlein sammelten und dem Gradirhause zueilten, wo sich der Hauptbrunnen befindet.

Jenseits der Nahe stiegen jetzt romantische Berge empor. Auf der Porphyrwand uns gegenüber stand im Mittelalter die Burg Rheingrafenstein, wo die Rhein- und Wildgrafen seßhaft waren. Da sich noch jetzt Ruinen der alten Burg da oben befinden, so setzten wir mit einem Nachen über den Fluß und stiegen den gewundenen Pfad durch das Gehölz zu dem alten Gemäuer empor. Der Schweiß, welcher dabei vergossen wurde, lohnte sich reichlich, denn wir hatten da oben eine gar herrliche Aussicht auf das Thal und die alte berühmte Ebernburg, welche uns jenseits von einem Hügel zuwinkte.

Wir hatten uns zwischen den Resten von Thürmen und Gemächern niedergelassen. Von Sporn und Steigbügel, Armbrust und Harnisch war Nichts mehr zu sehen. Wo die Ritter und Edelfräulein einhergeschritten waren, wo die Hufe der Hengste gestampft und der Burgwart von luftiger Höhe herab die Ritter angerufen, da wucherten jetzt Ginster und Brombeergesträuche und zwischen ihnen wuchsen das rothe Heidekraut und die blaue Campanula.

„Hm, hm," sagte der Capitän, „es ist wunderschön hier, das läßt sich nicht leugnen, aber um den Genuß vollständig zu machen, hätten wir doch wohl gethan, ein wenig an unsere Mägen zu denken. Ich wenigstens mache kein Hehl daraus, daß das magere Frühstück von heute Morgen gar Nichts mehr von sich merken läßt."

Die Damen lächelten und öffneten ihre Körbe, wo in friedlicher Gemeinschaft Schinkenbutterbrode und Weinflaschen nebeneinander lagen. Selbst zwei Gläser, eines für die Männer und eines für die Frauen, fehlten nicht.

Der Capitän lüftete seinen Hut und sprach: „Allen Respect, meine Damen. Es freut mich unge-

mein, daß zu der lieblichen Landschaft auch die freundlichen Waldnymphen nicht fehlen. Nun, ganz ohne Nutzen ist meine Anwesenheit auch nicht, ich besitze den Zauberstab, der die Geister des Weines befreit, nämlich einen Pfropfenzieher."

Dieses zweite Frühstück mundete uns Allen vortrefflich. Wir brachten den Fluß-, Wald- und Salzgöttern ein Hoch und fanden die Natur noch einmal so schön. Heinz Werner fühlte sich unaufgefordert zum Erzählen aufgelegt und fuhr in seinem Berichte fort:

„Wir hatten endlich die ganze Anzahl der Feß zusammen; der Schneider war bezahlt, die Mützen abgeliefert, und es gab eigentlich keinen Grund zu längerm Verweilen. Von den deutschen Beduinen fanden wir keine Spur mehr, auch hörten wir Nichts vom Star. Eines Tages nahmen wir deßhalb Abschied vom Bey und setzten unsere Reise fort.

Unser Capitän hatte eigentlich die Absicht, am Senegal zu landen, aber um diese Zeit machten die Franzosen hier große Fortschritte und litten ungern deutsche Handelsschiffe. Der Capitän hielt es deßhalb für gerathener, sich direct nach unserer ersten Niederlassung zu begeben um es wieder einmal mit den Elephantenzähnen zu versuchen.

Im Rückblicke auf die alten Röcke und schlechten Stiefel, die er damals abgesetzt, hielt er es indessen für klug, das Feld ein wenig zu sondiren, ehe wir uns in die Stadt Loango begaben. Ziemlich weit in der See warfen wir Anker, und es wurde ausgemacht, daß sich am folgenden Tage eine kleine Expedition an's Land begeben sollte. Wir kamen aber nicht dazu, denn kaum wurden vom Lande aus die Masten der Hansa gesehen, so kamen die Schwarzen in Menge auf ihren Piroquen heran und wünschten an Bord gelassen zu werden.

Der Capitän bemerkte in einem der Piroquen den Mann, der ihm einst als Bote gedient hatte. Diesem

winkte er heran und ließ ihn an Bord. „Du bist lange ausgeblieben," sagte er, „und unser Gott fürchtete schon, daß Du Dein Wort nicht halten würdest.

„Du mußt bedenken," gab der Capitän zur Antwort, „daß wir bis an die Grenzen der Erde zu segeln haben und nicht so schnell wiederkommen können. Sage mir nun, wie sich der Gott von Loango befindet und ob er mir noch wohl gesinnt ist."

„Er befindet sich noch wohl und gedenkt Deiner in Liebe und Freundschaft; aber auch er klagt, daß Du so lange ausbleibst."

„Es freut mich, ihn wohl zu wissen. Glaubst Du, daß ich auch diesmal mit Vortheil Handel treiben kann?"

„Mit größerem, als das erste Mal. Unser Gott hat eine Menge Elephantenzähne am Strande aufhäufen lassen und des Palmöls ist so viel, daß man nicht Schläuche genug für dasselbe hat. Auch die Fürsten des Landes haben nicht aufgehört, zu sammeln. Jeder will Waaren von Dir haben."

„Es freut mich, daß ich in so gutem Andenken geblieben bin, mein guter schwarzer Freund. Nun aber thu' mir den Gefallen und geh' zum Gotte von Loango, sage ihm, daß der Diener des Gottes Klaus Basel mit Geschenken für ihn angekommen ist, und frage ihn, wann ich ihm meine Aufwartung machen darf. Richtest Du Alles gut aus, so kannst Du sicher sein, daß ich Deiner gedenke."

Der schwarze Kerl war hoch erfreut, daß er abermals zum Boten ausersehen wurde, denn er stieg dadurch nicht unbedeutend in der Achtung des Gottes und seines Volkes. Eilig ruderte er hinweg, und sobald er das Land unter den Füßen hatte, sauste er dahin, wie ein Renner, der den Preis gewinnen will.

Die übrigen Schwarzen waren außer sich, daß sie nicht sogleich an Bord der Hansa kommen durften; aber der Capitän litt es nicht. „Es schickt sich nicht," sagte er, „daß Ihr vor Eurem Gotte an die Reihe

kommt. Sein Bedarf muß vollständig gedeckt sein, ehe ich mit Euch in Unterhandlung eintreten darf."

Ich muß hier noch erwähnen, daß der Capitän für Seine Göttlichkeit nebst Gemahlin in Hamburg prächtige Kleider hatte anfertigen lassen. Es waren keine alten Scharteken, sondern neue Sachen. Um recht bunt sein zu können, hatte er für den Gott einen Anzug gewählt, wie ihn die französischen Könige in der Roccoccozeit getragen. Nichts fehlte, selbst der gerade Degen nicht, nur war statt des Hutes eine aus Eisenblech verfertigte, stark vergoldete und mit farbigen Steinen besetzte Krone da.

Die Göttin sollte mit einem Kleide à la Pompadour beglückt worden. Auch hier fehlte Nichts; selbst der Fächer war vorhanden.

Diese Gegenstände lagen schon in der Cajüte des Capitäns bereit und sie sollten mitgenommen werden, wenn er Audienz erhielt. Der Gott erhielt aber kaum die Nachricht von der Ankunft des Capitäns, als er sich sofort mit hundert Lastträgern auf den Weg machte und dem Schiffe entgegeneilte.

Zwei Läufer mußten voraus eilen, um dem Capitän die Nachricht zu bringen. Dieser war von der göttlichen Hast nicht wenig überrascht; indessen traf er doch schnell die nothwendigsten Veranstaltungen, um die hohen Gäste würdig zu empfangen. Da es schon zu dunkeln begann, so ließ er alle Laternen an den Masten aufziehen und am Schiffsrande so viel Fackeln als möglich anbringen. Ein Matrose wurde an's Land geschickt, um durch eine aufsteigende Rakete die Ankunft des Gottes zu melden. Unterdessen legte der Capitän die Kleider und eine hübsche Anzahl anderer Geschenke zurecht, ließ seine Cajüte glänzend beleuchten und wartete nun mit Geduld auf die beiden Gottheiten.

Ein Boot, welches sie zur Hansa tragen sollte, lag schon am Ufer. Endlich stieg die Rakete, denn der Gott von Loango war angekommen und wurde

schon von dem Boote aufgenommen. Jetzt loderten auf dem Schiffe die Fackeln auf, die Ehrensalven erdröhnten und die Matrosen schrien wie besessen: hurrah!

Eine bengalische Flamme nach der andern stieg empor und beleuchtete das Schiff in den wundersamsten Farben, so daß der Gott und die Göttin von Loango wirklich im Paradiese schwelgten.

Jetzt berührte sein nackter Fuß die Planke der Hansa. Ehrerbietig kam ihm der Capitän entgegen, warf sich vor ihm in den Staub und brachte ihm die Grüße und Glückwünsche des Gottes Klaus Basel.

Der Angebetete hieß ihn aufstehen und fragte sogleich, ob sein Freund Klaus Basel auch Geschenke mitgegeben habe.

„Freilich," antwortete der Capitän, „er hat sein Reich geplündert, um würdige Gegenstände für Dich aufzufinden. Wenn Du die Güte haben willst, mich in meine Cajüte zu geleiten, so werde ich sie Dir einhändigen."

Natürlich war er bereit, zu folgen, und seine Gemahlin schoß ebenfalls in möglichster Eile neben ihm her.

Zuerst legte ihm der Capitän die Kleider vor und erklärte ihm, daß in Europa die mächtigsten Kaiser so gekleidet gingen. Nun wurde es ihm viel zu lang, bis er den königlichen Schmuck auf dem Leibe hatte, aber er wußte Nichts damit anzufangen.

Der Capitän aber wußte Rath. An Bord der Hansa befand sich ein alter Matrose mit seiner Frau, welche Beide sehr untergeordnete Dienste verrichteten. Diese ließ er herbeikommen und sagte ihnen, daß er sie hiermit als Leibdiener ihrer Göttlichkeiten einsetzte und daß sie zum Zwecke des Aus- und Ankleidens bei der neuen Herrschaft zu bleiben hätten, bis die Hansa den Hafen verließ.

Mann und Frau wurden nun von einander getrennt und Jedes in einer aparten Cajüte mit den prächtigen Kleidern versehen. Als sie wieder zum Vor-

scheine kamen und sich einander anblickten, da geberdeten sie sich vor lauter Entzücken wie toll. Ihre Freude steigerte sich aber fast zum Wahnsinn, als der Capitän sie vor einen großen Spiegel führte, in welchem sie sich vom Kopfe bis zu den Füßen sehen konnten.

Nachdem sie sich genugsam begafft und angetastet hatten, überreichte ihnen der Capitän auch die andern Geschenke, meistens Haushaltungsgegenstände, wie sie der einfachste Bürger in Hamburg besaß, die aber für die beiden Majestäten ganz unbekannte Dinge waren.

„Was macht man mit dem Dinge da?“ fragte der Gott, indem er auf eine Tasse deutete.

Der Capitän schenkte dieselbe voll Punsch und ließ ihn trinken.

„Es ist ein kostbares Ding,“ sagte er und reichte die Tasse auch seiner Frau, die ebenfalls das Ding nicht übel fand, weil sie meinte, es sei immerfort mit dem edeln Getränke gefüllt.

Wie das erste Mal wurden sie auch jetzt mit einem Mahle regaliert, welches aber dieses Mal nur wenige Gäste zählte, da der Hofstaat fehlte. Sie aßen, so lange es eben anging, dann erhob sich der Herrscher und sagte, daß er hundert Lastträger mitgebracht hätte, welche Elephantenzähne und Palmöl trügen, und daß er dafür eben so schöne Waare haben wollte, wie das erste Mal. Der Capitän bat ihn, sich zu gedulden bis morgen, wo er beim hellen Sonnenlichte eher im Stande sein werde, die Güte der Waaren zu beurtheilen. Nur mit Mühe konnte er ihn dazu bestimmen, und ebenso schwer wurde es, ihn zu überreden, während der Nacht die Kleider abzulegen. Er fügte sich endlich doch; die Göttin aber bestand darauf, in einem Lehnsessel sitzen zu bleiben. Die alte Dienerin mußte ihr einen großen Spiegel vorhalten und zu beiden Seiten zwei Kerzen aufstellen, damit sie sich gut sehen könne.

Zum Glück für die alte Frau fielen ihr trotz der

Eitelkeit doch bald die Augen zu, und so konnte sie den Spiegel entfernen und die Lichter ausblasen.

Morgens aber waren sie wieder zeitig bei der Hand; das Tauschgeschäft begann. Die prächtigen Feß leuchteten dem Könige in die Augen und er wollte, daß seine Diener sich damit schmückten. Der Capitän verstand sich zu gut auf seinen Vortheil, um Etwas billig hinwegzugeben. Acht volle Tage dauerten die Tauschgeschäfte mit dem Könige, dann segelte er weiter, und nun kamen auch die kleinen Fürsten an die Reihe, welche sehr, sehr bluten mußten, aber doch der Ansicht waren, daß sie einen ausgezeichneten Handel gemacht hatten.

Eigentlich hätten wir jetzt heimkehren können, denn unser Schiff war ziemlich gefüllt, aber der Capitän, der in all' seinen Unternehmungen viel Glück hatte, meinte, es sei doch gar nicht so übel, wenn wir auch einen kleinen Zug in das Innere des Landes machten, wo wir neue Menschen und vielleicht auch neue Handelsquellen kennen lernen würden. „Die Hälfte der Mannschaft muß auf der Hansa bleiben," sagte er. „Wer freiwillig mit in's Innere gehen will, muß sich bis heute Abend melden." Nur zwölf Mann hatten Lust, Etwas von Innerafrika zu sehen. „Was kommt dabei heraus?" sagten sie; „man sieht halbnackte schwarze Kerle, das ist Alles, und dabei hat man noch große Beschwerden auszustehen."

Sie hatten in ihrer Weise recht; wir Andern aber hatten auch recht, wenn wir uns nach dem Zuge in's Innere sehnten. Nachdem der Capitän das Commando des Schiffes an den Steuermann abgegeben hatte, gingen wir an's Land, um uns Kameele zu verschaffen. Es war nicht schwer. Für Geld konnten wir allerdings keine haben, aber für Waaren, so viel wir wollten.

Die Kameele wurden mit Waaren von der Hansa beladen, und nun machten wir uns auf den Weg, immer an den Ufern eines Flusses hinauf, denn wir

dachten, daß sich die meisten Bewohner am Strome angesiedelt haben würden.

In dem ersten Dorfe, welches wir erreichten, kamen uns die Schwarzen mit lautem Geschrei entgegen und verlangten Waaren. Sie boten dafür Palmöl und Elephantenzähne an.

Der Capitän antwortete ihnen, daß er genug davon besitze, und daß er nur gegen Gold Geschäfte machen würde. Dieses edle Metall schien aber in dem Dorfe nicht vorhanden zu sein, deßhalb zogen wir weiter. Da kam uns ein Mann nachgelaufen, der uns erklärte, daß er um jeden Preis ein Beil haben müsse, um Bäume schlagen zu können. Dabei hielt er einen gelben Klumpen in die Höhe und sagte, daß er denselben für das Beil geben wolle.

„Du sollst das Beil umsonst haben," sagte der Capitän, „wenn Du mir zeigst, wo man das Gold holen kann."

„O, es ist weit," antwortete der Neger; „wenn Du mit Deinen Kameelen zwei Tagereisen weit den Fluß hinaufgegangen bist, dann kommst Du zur linken Hand in ein Thal. Gehst Du auch in diesem zwei Tagereisen weiter aufwärts, so kommst Du in das Goldland."

„Du wirst mit mir dorthin gehen, und ich werde Dich reich beschenken," sprach der Capitän.

Anfangs wollte der Neger nicht, aber die vielen Versprechungen, die ihm gemacht wurden, reizten ihn, und er setzte sich sogleich an die Spitze unserer kleinen Karawane. Die Gegend, durch welche wir zogen, war unbeschreiblich schön, die Landschaft außerordentlich fruchtbar, aber Nichts war angebaut und die Bewohner waren einzig und allein auf den allerdings sehr reichen Ertrag der Bäume angewiesen. Sie hätten mit ein wenig Arbeit ein Leben voller Genuß und Ueberfluß führen können, aber sie lungerten nur umher, und waren in Folge dessen kaum im Stande, ihren Hunger zu stillen. In ganzen Rudeln stürzten sie

herbei, sahen uns mit großen Augen an und liefen dann, weil sie noch niemals einen weißen Menschen gesehen hatten, in Angst von dannen.

So ging es auf der ganzen Strecke bis in das Thal. Hier herrschte eine vollständige Einsamkeit, nirgends sahen wir Dörfer und Menschen. Erst, nachdem wir zwei Tage in das sich immer mehr verengende Thal vorgedrungen waren, gewahrten wir kugelrunde, aus Holz und Lehm erbaute Hütten, welche die größte Aehnlichkeit mit einem hohen Bienenstocke hatten, nur daß das Flugloch so groß war, daß ein erwachsener Mensch hindurch kriechen konnte. Es war gerade zur Mittagsstunde, wo die Sonne am höchsten stand und der Schatten in diesem ohnehin schattenlosen Lande am geringsten war. In Folge dessen hatten sich die Bewohner alle in ihre Bienenkörbe zurückgezogen, um die heißen Stunden zu verschlafen.

Da uns ebenfalls eine Rast noth that, so legten wir uns in den Schatten unserer Kameele und hielten eine Siesta.

Hungrig und durstig erwachten wir und sahen uns nach Speise und Trank um. Unser Führer kroch sogleich in einen der Bienenstöcke hinein und weckte die Schläfer. Als er ihnen sagte, daß weiße Leute da seien, welche Hunger hätten, kamen sie in Schaaren hervor und umzingelten uns mit geöffnetem Munde. Sie hatten offenbar noch keinen Weißen gesehen, und wahrscheinlich trauten sie denselben alles Böse zu, denn sie standen immer mit einem Fuße bereit, den ersten Fluchtschritt zu thun.

„Fürchtet Euch nicht; es sind gute Menschen," sagte der Führer; „aber holt ihnen Wasser und Speisen."

Das gutmüthige schwarze Völkchen lief von dannen und kam bald mit Schalen von Straußeneiern wieder, die mit Wasser gefüllt waren. Andere brachten wilde Melonen, welche ohne Cultur im Walde wuchsen; Kinder holten Früchte von den Bäumen und

gruben Wurzeln aus dem Boden, die sie uns ebenfalls brachten. Das war die Kost dieser Armen, die sich nicht einmal des Feuers bedienten. Glücklicher Weise hatte unser Capitän auch an solche Fälle gedacht und einige Kochkessel mit auf die Kameele laden lassen.

Rasch hieben wir Holz ab, denn an Beilen fehlte es uns nicht, und zündeten ein großes Feuer an, an das wir die mit Wasser gefüllten Kessel setzten und die Wurzeln hinein warfen. Das Feuer war den Leuten nicht unbekannt, sie hatten es schon bei anderen Stämmen gesehen, aber entweder war es Faulheit oder Ungeschicklichkeit, sie wußten nicht damit umzugehen, und bedienten sich desselben nicht.

Mit lautem Jubelgeschrei tanzten sie um das Feuer und die dampfenden Kessel. Die Wurzeln hatten gekocht einen viel besseren Geschmack, als roh. Als wir ihnen davon gaben, fanden sie das auch und holten neue Mengen von Wurzeln herbei, damit sie gekocht würden.

„Lasse uns doch das Feuer hier," sagte eine alte Frau, der das Kochen sehr gut gefiel. Der Capitän hatte auf seinem Kameel einen Sack voll Streichhölzer. Er holte einige Schachteln hervor, zeigte der Frau, wie durch Reiben das Feuer entstand, und schenkte sie ihr. Nun wollten Alle Streichhölzer haben. Der Capitän benutzte diesen Umstand und sagte, wenn sie ihm Gold gäben, so sollten sie dafür Feuer haben.

Der Handel schien den armen Leuten sehr günstig, und er war es in der That, denn mit dem Golde konnten sie Nichts anfangen, während das Feuer eine große Wohlthat für sie war.

Nicht weit von dem Orte befand sich ein Flußbett, welches jetzt trocken lag, aber im Herbste und im Frühjahr voller Wasser war. Dorthin begaben sie sich und wühlten aus dem Schlamme eine Menge Goldkörner, welche zuweilen die Größe eines Taubeneies hatten.

Der Capitän tauschte sie alle gegen Schwefelhölzer ein, und als er nur noch eine geringe Anzahl von

Schachteln hatte, die zu unserm eigenen Gebrauche nothwendig waren, da gab er Arm-, Nasen- und Beinringe von Kupfer, Glasperlen, Korallen, Schürzen, Hemden und dergleichen Dinge, welche in den Augen dieser Menschen einen unermeßlichen Werth hatten.

Einige von der Mannschaft trieben ebenfalls heimlichen Handel, denn öffentlich durften sie es nicht, weil sie im Dienste des Kapitäns standen. Sie gaben Messer, Scheeren, Feuersteine, Ohr- und Fingerringe, selbst die Jacken und die Fußbekleidung; das Gold reizte zu sehr. Der Capitän sah es wohl, aber er durfte nicht viel sagen, denn er war in einem fremden Lande und unter wilden Menschen. Ein Zusammenhalten Aller war deßhalb unbedingt nothwendig. Die Goldkörner konnten ohnehin leicht die Ursache werden, daß sie ihn verließen, um auf eigene Hand Handel zu treiben.

Wir zogen weiter und trieben das Geschäft überall auf dieselbe Weise. Der Capitän sagte zu mir: „Diese Gegend muß von den europäischen Kaufleuten noch nicht aufgefunden worden sein, sonst wäre schon längst kein Korn Gold mehr hier. Uebrigens, mein Junge, wird unser Rheder einen Bückling vor uns machen, der bis zur Erde reicht, denn wir haben unermeßlich viel Geld verdient. Gott, mein Gott, wie doch das Gold auf der Straße umherliegt!“

Endlich dachten wir an die Heimkehr; da wir aber nicht denselben Weg zurückreisen, sondern in einem Halbkreise wieder an's Meer zurückgelangen wollten, so entließ er unsern Führer, und zwar viel reicher beschenkt, als ausbedungen worden war. Der Mann richtete sicher bei seiner Heimkunft mit seinem Beile und seinen übrigen Geschenken eine halbe Revolution an, und wir waren froh, daß uns seine Landsleute nicht in den Weg kamen, denn wir hätten sicherlich einen schweren Standpunkt gehabt.

Nun aber, meine lieben Freunde, kommt das Schlimmste von Allem, was ich auf meiner Reise gesehen. Auf unserer Weiterreise kamen wir am Hofe

eines Sultans an. Der Mann unterschied sich von den übrigen Schwarzen nicht im Mindesten, und Niemand würde ihn für einen König angesehen haben, wenn sich nicht alle Personen in seiner Umgebung so tief vor ihm gedemüthigt hätten.

Dieser Mann war über unser Erscheinen im höchsten Grade erschrocken, denn er hatte noch niemals einen weißen Mann gesehen, und er glaubte, wir seien Wesen einer höhern Art, und gekommen, um ihm Uebles zuzufügen.

Dem Capitän lag daran, ihm eine gute Meinung von uns beizubringen, deßhalb beschenkte er ihn mit einem blauen Hemde, welches hier kaum einen Thaler gekostet hätte; der König aber dünkte sich nun reich wie ein Crösus und er fragte sogleich, ob wir noch mehr Waaren bei uns hätten und ob wir dieselben nicht für Sklaven hergeben würden.

„Ich kaufe keine Sklaven," antwortete der Capitän, „aber für Gold kannst Du meine Waaren haben."

Er wußte nicht, was Gold war, und bekam auch keinen Begriff davon, obschon es in seiner Nachbarschaft gefunden wurde. Als er ihm ein Stück zeigte, schüttelte er mit dem Kopfe und er konnte kaum das Lachen unterdrücken, weil der Capitän solche thörichte Händel machte.

Wenige Stunden nach uns trafen andere Händler ein, welche Menschenfleisch nicht verschmähten, sondern zu diesem Zwecke eigentlich gekommen waren. Der König hatte früher schon mit ihnen Geschäfte gemacht; er kannte sie gleich wieder und jauchzte vor Freuden.

Wir konnten sehr bald merken, daß die Ankunft dieser Händler einen schrecklichen Einfluß ausübte. Auf Befehl des Königs zogen seine Soldaten mit Stöcken und Wurfspießen aus, drangen nahe und ferne in die Hütten und rissen alle Menschen, derer sie habhaft werden konnten, mit Gewalt hinweg, um sie vor den König zu führen.

Vor diesem schwarzen Herrscher erscheinen, das

heißt nichts Anderes, als sich für immer der Freiheit begeben. Alles, was unter Bedeckung der schwarzen Räuberbande ankam, wurde sofort mit Stricken gebunden oder an Ketten gelegt. Es war empörend, zu sehen, wie die Unmenschen Niemand schonten, sondern Alles zusammenschleppten, was eine menschliche Seele hatte. Wir sahen in den Hürden junge, starke Männer und Mädchen, Frauen, welche einen Säugling an der Brust trugen, alte Matronen und Greise. Die Meisten, oder wohl Alle, hatten daheim in ihrer bescheidenen, dunkeln Hütte ein glückliches Leben geführt. Wenn sie allerdings auch dort kein weiteres Besitzthum hatten, als ihren Bienenkorb, so waren sie doch freie Menschen und konnten gehen, wohin sie wollten, während sie jetzt einem fremden Herrn sklavischen Gehorsam leisten mußten. Wenn sie nur den Mund zum Klagen aufthaten, so wurden sie geschlagen, und mit dem Essen sah es so spärlich aus, daß die meisten ganz abgezehrt waren.

Als eine erkleckliche Anzahl dieser Unglücklichen zusammen war, begann das Schachergeschäft. Es ging sehr einfach her. Die Schwarzen wurden vor den Sitz des Königs geführt, und dieser fragte die Händler, was sie dafür gäben. Je nach der Brauchbarkeit boten sie bald ein Hemd, ein Paar Strümpfe, ein Paar Schuhe oder eine Hand voll Glasperlen.

War ein Gebot auch noch so gering, der König schlug zu, sobald er merkte, daß kein höheres zu erzielen war. Am andern Tage kamen neue an die Reihe, und sie wurden alle gekauft.

Als der König keine neuen Sklaven auftreiben konnte, wurde das Geschäft geschlossen, und die Händler befestigten die Gekauften an lange Ketten, die um den Hals eines Jeden gelegt waren.

Der Capitän schloß sich dieser Karawane an, weil sie denselben Weg mit uns zog; aber es gereute ihn bald, denn unter den Sklaven herrschte ein schreckliches Elend. Sie bekamen so wenig zu essen, daß die

Mütter nicht im Stande waren, ihre Säuglinge zu schenken, sondern daß diese in ihren Armen dahinstarben. Drei Tage lang sah es der Capitän an, dann konnte er es nicht mehr aushalten. Er trat auf den Sklavenhändler zu und kaufte alle Frauen, welche kleine Kinder und Säuglinge hatten. Da er Gold dafür gab und nicht knickerte, so kamen ihm die Kaufleute gerne entgegen. Vierzig Köpfe hatte er eingehandelt; nun aber entstand die Frage, was mit denselben zu machen sei.

Er trat unter die Mütter und stellte ihnen frei, nach Hause zurückzukehren oder mit ihm zu ziehen. Diejenigen, welche ihre Männer oder Verwandte zu Hause hatten, eilten in die Heimath; einige aber, welche gar keinen Schutz hatten, nahm er mit sich, um sie in Tunis in den Klöstern unterzubringen. Es waren deren einige da, welche sich die Erziehung von Sklavenkindern zur Aufgabe gemacht hatten, und er wußte, daß sie auch die Erwachsenen nehmen und sie möglichst für die Arbeit heranbilden würden, besonders da es ihm sein enormer Gewinn leicht machte, ihnen einen ansehnlichen Geldbetrag zur Bestreitung der Kosten zu geben.

So wurde unser Zug in das Innere reichlich belohnt, und die barmherzigen Schwestern wußten dem Capitän Dank, daß er sie in Stand setzte, so viel Gutes zu wirken.

Die Sklaven aber waren froh, daß sie in seine Arme geriethen und küßten ihm aus Dankbarkeit die Hände.

Auch diesmal gelangten wir wieder ungefährdet nach Hamburg zurück und wurden mit Freundlichkeit empfangen und aufgenommen. Herr Klaus Basel aber machte die Augen weit auf, als er unser Elfenbein, unser Palmöl und nun gar unser Gold sah. Er meinte, sie könnten jetzt wohl den Handel daran geben, denn sie seien Beide reich genug.

„Das schon," antwortete der Capitän, „aber ich habe es übernommen, meinen jungen Freund in alle

Geheimnisse der Seefahrt einzuführen, und da darf ich nicht eher ruhen, bis er Capitän ist. Lange wird es übrigens nicht dauern, denn jetzt macht er sein Obersteuermanns-Examen, und bei der nächsten Fahrt bleibt ihm der Capitän nicht aus." —

Während er erzählte, kamen noch andere Fremde, welche zwischen den Ruinen umherstiegen und ihrer Munterkeit die Zügel so frei schießen ließen, daß an ein weiteres Erzählen nicht zu denken war.

„Sollen wir nicht einen Besuch auf der alten Ebernburg machen?" fragte Heinz Werner. „Der Morgen ist so schön, wie wir vielleicht keinen zweiten finden, und wenn man Etwas lernen will, so muß man die Gelegenheit beim Schopfe fassen, wo man sie findet."

Wir waren damit einverstanden, und so stiegen wir den Berg hinab, setzten wieder über die Nahe und stiegen jenseits die Anhöhe hinauf, um der alten Ebernburg guten Morgen zu sagen. Etwas Romantisches, wie man glauben sollte, wenn man sie so hübsch auf dem Hügel liegen sieht, fanden wir nicht. Die Burg ist jetzt von Ackersleuten bewohnt, und der größte Theil der Gebäulichkeiten ist zu Ställen und Oekonomiegebäuden eingerichtet. Auf dem Burghofe, der sonst von Rosseshufen und Trompeten erklang, sieht man jetzt nur die Fußstapfen der Rinder, die Hufe der Pferde und den Schmutz und Unrath, der mit einer Landwirthschaft unzertrennlich verbunden ist. Enttäuscht verließen wir die Ebernburg und kehrten langsam und gemächlich nach Kreuznach zurück, wo unterdessen das Leben in Fluß gekommen war.

Zum Erzählen kam es während des Tages nicht mehr, denn unsere Frauen fanden unter den Curgästen Bekannte, und so wurde die Zeit mit Besuchen, Umherschlendern und Plaudern vertrödelt. Erst am Abend, als wir wieder unbehelligt auf unsern Zimmern saßen, folgte die Fortsetzung:

XI.

„Mit dem Obersteuermanns-Examen hatte es keine Schwierigkeit; es ging sozusagen von selbst, und nach zwei Monaten waren wir wieder auf See. Ich hätte wohl einmal eine andere Tour machen mögen, aber der Capitän sagte: „Nichts da, mein Junge, so lange wir noch Elfenbein, Palmöl und Gold finden, ist gar keine Veranlassung vorhanden, einen andern Weg einzuschlagen, aber wenn Du erst Capitän bist, so will ich Dich auch in die indischen Meere führen."

Auch diesmal hatten wir eine glückliche Fahrt und machten einen vortrefflichen Handel, aber noch ehe wir die Anker lichteten, um den Heimweg anzutreten, kamen Neger an Bord und erzählten uns, daß ihr Gott gestorben sei. Sie machten dem Capitän den Antrag, seine Stelle einzunehmen, damit es ihnen niemals an Kleidern und den sonstigen schönen Sachen fehle. Er lehnte die Ehre lächelnd ab und sprach: „Ich muß zu meinem Gotte Klaus Basel zurück, denn so habe ich es ihm versprochen, und ein gegebenes Versprechen muß man immer halten."

Fort ging es in die Heimath, denn dem Capitän bangte, sie möchten am Ende ihren Willen mit Gewalt durchsetzen und ihm die Göttlichkeit um jeden Preis aufdrängen.

In Hamburg fanden wir meinen Wohlthäter Klaus Basel nicht mehr so thatkräftig, als früher. Unsere Berichte machten ihm zwar große Freude und er mußte bekennen, daß der Capitän einen Profit herausgeschlagen, den er nicht zum dritten Theile erwartet, aber seit einiger Zeit kränkelte seine gute Frau, und das benahm ihm die Lust an den Geschäften.

„Ich werde alle Tage reicher," sagte er, „und ich weiß mit dem Gelde kaum noch zu bleiben, aber es macht mir keine Freude mehr. Mein einziges Kind, für welches ich sammeln könnte, ist todt, meine liebe

Frau, welche so lange und so gerne Lust und Leid mit mir getragen, siecht langsam dahin und ich sehe voraus, daß ich bald verlassen und allein sein werde. Wozu also immer mehr Reichthümer aufhäufen?"

Frau Basel verließ das Haus nicht mehr; sie hielt sich nur in ihren Zimmern auf und lag sogar die meiste Zeit zu Bette. Als sie hörte, daß wir angekommen seien, wünschte sie mich zu sehen. Ich ging also in das Krankenzimmer, blieb aber beim Eintritte erschreckt stehen, denn da war kein Schatten mehr von der früheren Frische und Fülle. Die Röthe der Wangen war verschwunden, an die Stelle der Corpulenz war Magerkeit, und an die Stelle der Kraft eine auffallende Schwäche getreten.

„Ah, Du bist da," sagte sie mit einem freundlichen, aber wehmüthigen Lächeln. „Ich bin recht froh, daß ich Dich noch einmal wiedersehe. Setz' Dich zu mir, und erzähle mir von Deinen Reisen."

So gut ich konnte, machte ich ihr eine Schilderung von den Wilden in Westafrika, und suchte die Sache so interessant als möglich zu machen. Sie hörte mich aufmerksam an, und ich konnte ihr auf dem Gesichte ablesen, daß sie sich im Geiste Alles vorstellte. Als ich geendigt hatte, gab sie zur Antwort: „Wir beklagen diese armen Wilden so oft und meinen Wunders, was wir vor ihnen voraus haben, aber im Grunde genommen, sind sie viel besser daran, als wir, denn je weniger Bedürfnisse sie haben, desto geringer sind ihre Sorgen, und sie ersparen sich eine Menge von Plackereien, die für uns unumgänglich nothwendig sind. Sieh, mein Sohn, so lange ich zurückdenken kann, bestand mein Leben nur aus einer unaufhörlichen Reihe von Arbeit, Sorge und Kümmernissen. Allerdings hat sich unser Gut von Jahr zu Jahr gemehrt, aber wir sind deßhalb um kein Haar glücklicher geworden, und das Einzige, was wir mit ganzem Herzen liebten, unsern Sohn, wurde uns genommen, ehe er noch das Jünglingsalter erreicht hatte. Und ich — nun Heinz, Du

siehst es schon, daß ich allen Freuden der Erde bald Lebewohl sagen werde. Was also hat sie mir Gutes gebracht?"

„O, Sie dürfen nicht murren," gab ich zur Antwort, „der liebe Gott hat es Ihnen wenigstens möglich gemacht, den Armen, Verlassenen und Elenden große Wohlthaten zu erweisen, und sich dadurch die Anwartschaft auf ein besseres Leben zu erwerben."

„Nenne es nicht Murren," gab sie zur Antwort, „es ist keine Unzufriedenheit, sondern nur die Erkenntniß von dem geringen Werthe der zeitlichen Güter. Ich wünsche nämlich, mein Sohn, daß Du Dein Herz nicht übermäßig an die irdischen Dinge hängst, sondern auch Raum für die himmlischen in Deiner Brust behältst. Es kommt bei allen Menschen einmal die Stunde, wo sie diese Wahrheit einsehen, aber dann ist es meistens zu spät, das Gemüth ist schon von den Sorgen der Erde so überkleistert und überkrustet, daß es sich nicht mehr losschälen kann."

Sie wartete eine Weile, dann ergriff sie meine Hand und fuhr fort: „Heinz, es steht Dir noch eine lange Laufbahn bevor, und Du hast vor vielen Andern die Gabe eines reichen Talentes. Du wirst die Welt sehen und Dein Glück in derselben machen. Setze nicht alle Deine Erwartungen auf irdisches Gut, sondern baue Deine Hoffnungen hauptsächlich auf den Herrn, denn wenn wir diese Erde verlassen, so nehmen wir von unsern Reichthümern Nichts mit, sondern finden da oben nur Das vor, was wir hier unten für den Himmel gethan haben."

„Liebe Mutter," gab ich zur Antwort, denn so darf ich sie mit vollem Rechte nennen, „ich werde weder die vielen Wohlthaten, noch die guten Lehren, die ich von Ihnen erhalten, jemals vergessen, und ich darf wohl sagen, daß ich Ihrer in fernen Zonen unter wilden und civilisirten Völkern stets gedacht habe. Ich werde auch diesen Wunsch berücksichtigen, und wenn mir der liebe Gott Güter schenken sollte, nicht vergessen,

daß ich an Dürftige die Wohlthaten zurückzuzahlen habe, die ich in so reichem Maße von Ihnen erhalten."

„Danke, mein Sohn," sprach sie; „ich wollte Dir das vor meinem Ende sagen, denn der Seemann, welcher monatelang auf dem Wasser bleibt, ohne das Wort Gottes zu hören und die Tröstungen der Religion zu genießen, ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, daß das Herz sich von dem Ewigen abwendet und im Irdischen verknöchert."

„In diesem Punkte sind Sie, glaube ich, im Irrthume, liebe Mutter," entgegnete ich. „Niemals ist mir die Größe und die Allmacht Gottes deutlicher vor die Augen getreten, als auf dem unendlichen Weltmeere, und niemals füllte sich meine Brust mit innigerer Sehnsucht, als wenn ich in stiller Nacht zu den leuchtenden Gestirnen emporschaute. Und nun gar im Sturme, wie fühlen wir da die menschliche Ohnmacht so deutlich! Wenn unser Schiff während Donner und Blitz wie ein Kork umhergeschleudert wird und in allen Fugen kracht, dann wird es gerade dem Seemanne klar, wie sein ganzes Dasein einzig und allein von Gott abhängt. In solchen Augenblicken, liebe Mutter, lernen die härtesten Herzen wieder beten, und man kann Manchen auf den Knieen liegen sehen, der dieselben seit Jahren nicht mehr gebeugt hat."

Sie lächelte still vor sich hin, denn es war ihr lieb, daß sie bei mir die Religion noch nicht erstorben sah.

„Geh jetzt wieder," sagte sie, „denn das viele Sprechen macht mich müde. Basel hat mir gesagt, daß Du übermorgen in's Examen gehst. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Dir glückt. Auf jeden Fall bitte ich Dich, daß Du selbst kommst, und mir den Ausfall mittheilst."

Die kurze Zeit, welche mir bis zum Examen noch frei blieb, benutzte ich gewissenhaft, und kam in diesen Tagen kaum zu Bette. Ich war auch meiner Sache so ziemlich sicher, aber nichtsdestoweniger empfand ich ein beklemmendes Gefühl, und ich dachte oft, wie un-

angenehm es für mich sein würde, wenn ich der kranken Frau Basel sagen müßte, ich sei durchgefallen.

Indessen hatte ich auch dieses Mal wieder Glück, ich bestand ganz glänzend. Sie sah schon an meinem Gesichte, was vorgegangen war, hob den Kopf aus den Kissen, lächelte und sagte: „Guten Morgen, Herr Capitän! So habe ich doch noch eine Freude vor meinem Tode!"

Ich setzte mich an ihr Bett und erzählte ihr, wie leicht es mir die Examinatoren gemacht hatten. Sie horchte recht aufmerksam und sagte dann: „Wenn ich noch länger leben könnte, so würde ich unter Deiner Führung eine Fahrt nach Madeira machen, denn dort soll das Klima so gesund sein, daß selbst die Schwindsüchtigen wieder genesen."

„Und warum sollten wir die Fahrt jetzt nicht machen?"

„Nein, nein," entgegnete sie; „es ist zu spät, der Tod sitzt mir schon auf den Lippen, und Du wirst begreifen, daß ich gerne auf dem Hamburger Friedhofe begraben läge."

Ich suchte ihr die Todesgedanken aus dem Kopfe zu reden, aber sie wollte davon Nichts wissen. „Warum sucht Ihr mir Alle zu verheimlichen, was ich selbst ganz deutlich empfinde?"

Der Capitän Eberheim war unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte die Hansa ausladen und die Güter aufspeichern lassen. Jetzt war er vom Morgen bis zum Abende mit dem Befrachten eines neuen Schiffes beschäftigt, das noch keinen Namen hatte.

Capitän Eberheim wollte es Klaus Basel genannt haben, aber der Eigenthümer widersetzte sich dem, denn er sagte, er habe in seinem Leben nur so viel Salzwasser gesehen, als zwischen Cuxhafen und Helgoland schwimme; auch habe er ja die Absicht, sich von den Geschäften zurückzuziehen, und da sei es doch anmaßend, wenn er noch seinen Namen der Oeffentlichkeit preisgebe.

Es wurde lange darüber hin- und hergestritten,

endlich kamen sie auf einen spaßhaften Einfall, welcher der unerquicklichen Debatte ein Ende machen sollte. Sie wollten nämlich zusammen auf den Fischfang gehen, und wer den ersten Aal fing, der sollte über den Namen zu bestimmen haben.

Es war für Beide eine schwere Aufgabe. Morgens in aller Frühe zogen sie schon mit der Angel hinaus und kamen erst spät am Nachmittage wieder; aber die Aale schienen sich das Wort gegeben zu haben, sich nicht fangen zu lassen, denn schon seit acht Tagen kehrten sie stets ohne Fang nach Hause. Natürlich wurden sie der Sache immer müder, und eines Tages hatten sie Beide den gescheidten Einfall, heimlich einen Aal zu kaufen.

Sie kamen Beide auf den Fischmarkt, und zwar der Eine hinter dem Andern, ohne daß sie sich sahen.

„Da haben Sie einen prächtigen, fetten Aal," sagte Klaus Basel, indem er auf einen der Fischhändler zukam. „Sie haben wohl einen Laufburschen da, der ihn mir nach Hause tragen kann?"

„Gewiß, gewiß," sagte der Fischhändler, und beauftragte sogleich einen Lehrling, dem gestrengen Herrn den Aal in's Haus zu tragen.

In diesem Augenblicke kam auch der Capitän an die Fischbude und war Zeuge des Vorgangs. Schnell trat er zurück, lachte in sein Fäustchen und verließ den Markt, um sich langsamen Schrittes in die Behausung des Rhebers zu begeben.

Dieser war soeben damit fertig geworden, dem Aal eine Angel in das Maul zu practiciren. Triumphirend kam er jetzt dem Capitän entgegen, hielt seinen Aal in die Höhe und rief: „Ich bin der Sieger!"

Der Capitän stellte sich Anfangs sehr überrascht, schüttelte mit dem Kopfe, beschaute ihn hin und her, und sprach endlich: „Aber wozu denn die Angel, Herr Basel? Sie haben den Fisch ja geschossen!"

„Geschossen?" fragte dieser.

„Geschossen, ja wohl, Herr Basel, und zwar mit Silberschrot."

„Ach was, geschossen! Sehen Sie denn nicht, daß er an der Angel zappelt?"

„Ja, aber das begreife ich eben nicht; geschossen ist er doch immer."

„Wie kommen Sie dazu?"

„Nun, wie soll ich dazu kommen? Ich stand ja auf dem Fischmarkte dabei, und sah, wie sie den Schrotbeutel zogen. Der Aal ist übrigens sein Geld werth, und wenn Sie der Handel gereut, so nehme ich ihn zum Einkaufspreise."

„Abscheulicher Spion!" rief der Rheder; „ich gedachte, im Trockenen zu fischen, und bin recht in den Regen gekommen. Da haben Sie den Aal, und nun mögen Sie das Schiff nennen, wie Sie wollen, ich thue keinen Einspruch mehr."

„Punktum, Herr Klaus Basel; „Klaus Basel" soll es heißen, und dazu noch das Bildniß seines Herrn tragen."

Obschon Frau Basel recht krank war, so mußte sie doch über die mißlungene List ihres Eheherrn herzlich lachen.

Endlich war das Schiff fertig. Diesmal aber ging unsere Fahrt nicht nach Afrika, sondern nach Indien. Bevor wir aber dahin kamen, sollten wir abermals den Angriff eines Seeräubers erleben, und das will ich jetzt erzählen."

Mit gespannter Erwartung hingen wir an seinem Munde, und er hub an:

„Auf dieser Fahrt sah ich manche Stadt und manche Landschaft, welche mir Verwunderung einflößten, denn in Asien war eben wieder Alles ganz anders als in Afrika und Europa, aber ich kann mir denken, daß sie der ewigen Beschreibungen müde sind, deßhalb will ich auch gar nicht davon sprechen. Wir waren mit unserem prächtigen Schiffe Klaus Basel direct auf Borneo zugesegelt, und wir gaben uns der Hoffnung hin,

daß wir dasselbe in drei oder vier Tagen erreichen würden. Ein Unwetter war nicht im Anzuge, und die Seeräuber schienen von allen Meeren verschwunden zu sein. Wir hatten also gar keine Veranlassung, besonders wachsam zu sein; es begann vielmehr eine Art von Schlendrian bei uns einzureißen.

Capitän Eberheim hatte mir schon in Hamburg die Führung des Schiffes übergeben. Er ließ mich gewähren und that sich einen guten Tag an. Bei schönem Wetter befand er sich stets auf Deck und beobachtete stillschweigend Alles, was ich unternahm; war er aber müde oder wurde das Wetter unfreundlich, so zog er sich in seine Cajüte zurück und verbrachte die Zeit mit Studieren, denn es war eine auserlesene Bibliothek an Bord, aus der man über Alles, was die Schifffahrt betraf, Belehrung schöpfen konnte.

Als wir uns immer mehr Borneo näherten, rief er mich in seine Cajüte und schob mir einen Stuhl hin. Wenn er das that, dann pflegten in der Regel scharfe Lectionen zu kommen.

„Heinz," hub er an, „Du hast Deine Stelle bisher zu meiner vollen Zufriedenheit ausgefüllt, und ich sage ohne Uebertreibung, daß Du in der kurzen Zeit ein ganzer Capitän geworden bist; aber Eines gefällt mir doch nicht, und ich muß zu Deinem eigenen Vortheile damit heraus kommen. Du bist zu gut und zu nachsichtig mit Deinen Leuten. Höflichkeit und Complimente sind bei solchen Banden nicht am Platze, denn sie haben kein Gefühl dafür, sondern halten jede Nachsicht für Schwäche. Wenn Du so noch lange fortfährst, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß sie immer lässiger werden, und zuletzt mit der größten Gleichgültigkeit ihre Pflicht versäumen. Dies ist Eines, mein Sohn, und in diesem Einen muß durchaus geändert werden. Der zweite Punkt, den ich zu erwähnen habe, ist die Vernachlässigung aller militärischen Uebungen. Wenn wir auch auf unserer ganzen Reise noch keine Seeräuber gesehen, so können sie doch alle Tage kommen, und wir würden

uns dann schwer an das Bekämpfen des Feindes gewöhnen und wahrscheinlich unterliegen."

Ich sah die Richtigkeit seiner Bemerkungen sofort ein und klagte mich über meine Unterlassungssünden an.

„Nun, es kann noch nachgeholt werden," sprach er lächelnd, „und ich gebe Dir den Rath, noch heute damit zu beginnen."

Sogleich begann ich, meinen Fehler wieder gut zu machen, ließ die Kanonen, welche wir an Bord führten, probiren, und übte die Mannschaft daran ein. Auch im Gebrauche der Säbel machten wir die nothwendigsten Uebungen.

Es war gerade, als ob ein guter Geist dem Capitän diesen Gedanken eingegeben, denn wir sollten bald in den Fall kommen, unsere Waffen zu gebrauchen.

In der zweiten Nacht sahen wir in der Ferne ein Segel, und es näherte sich so viel, daß wir es anrufen konnten; aber es gab uns keine Antwort. Da ließ ich eine Kanone abfeuern, und es hatte den Anschein, als ob der eine Schuß hinreichte, um ihm Schrecken einzujagen, denn es blieb zurück, und bald konnten wir von den Segeln Nichts mehr sehen.

„Dieses Schiff führt nichts Gutes im Schilde," sagte Eberheim; „wir müssen wachsam sein und uns so einrichten, daß wir stets in der Lage sind, ihm auf die Rippen zu gehen."

Es wurde Nichts versäumt; wir lagen die ganze Nacht auf der Lauer, aber das Schiff war wie vom Meere verschwunden.

„Zum Henker!" sagte Eberheim, „es ist doch nicht in der Tiefe versunken, ohne daß wir das Mindeste davon gemerkt haben."

Es war in der That unbegreiflich. Die Matrosen, welche niemals vollständig frei von Aberglauben sind, fingen schon an, sich die Geschichten vom fliegenden Holländer, vom Klabautermann und von sonstigen Seegespenstern in's Gedächtniß zu rufen; mit Einem Worte, unter den Leuten begann eine düstere Stimmung zu herrschen.

Als der Morgen anbrach, rief die Mastkorbwache: „Segel in Sicht!“ Ich nahm sogleich das Fernrohr und sah ein Segel am fernen Horizont, welches dieselbe Richtung verfolgte, wie wir. Wenn sich auf dem Oceane Schiffe begegnen, so ist das immer ein freudiges Ereigniß, fast dasselbe, als wenn ein Wanderer in der Wüste plötzlich auf Menschen stößt. Man wechselt einige Worte mit einander, giebt sich Briefe und Grüße mit, und fühlt sich wieder einmal als ein Wesen, welches nicht allein sich selbst, sondern auch Andern angehört.

Ein solch freudiges Gefühl kam aber jetzt nicht auf, weder bei der Mannschaft, noch bei Eberheim und mir. Den Grund aber konnte Niemand angeben.

Das Schiff war übrigens ein weit besserer Segler, als unser Klaus Basel, bei dem es weniger auf die Schnelligkeit, als auf den Raum ankam. Möglichst viel Waare verladen und den Tücken des Meeres einen tüchtigen Widerstand entgegensetzen zu können, das war beim Bau des Klaus Basel die Hauptsache gewesen.

Schon nach wenigen Stunden war das fremde Schiff so viel näher gekommen, daß wir durch das Fernrohr seine ganze Takelage erkennen konnten.

„Beim Neptun,“ schrie Eberheim, „das ist ein Piratenschiff! Schau einmal durch das Glas, Heinz, ob Dir das Ding nicht bekannt vorkommt.“

In der That machte es einen bekannten Eindruck auf mich, und ich sagte: „Wenn es schwarz wäre, würde ich es für den Star halten.“

„Schwarz oder nicht schwarz,“ entgegnete Eberheim, „es ist dennoch der Star. Farbe ist kein theurer Artikel, mein Sohn, und man kann schon Etwas thun, um sich unkenntlich zu machen. Ich sage Dir, es ist der Star; ich hätte denselben allerdings nicht in diesen Gewässern vermuthet, aber im Mittelmeer wird es ihm zu unheimlich geworden sein, weil alle Welt auf ihn fahndete.“

Eberheim hatte Recht; nachdem ich mir die Bauart noch einmal betrachtet hatte, war ich ganz seiner

Meinung. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Star Böses im Schilde führte, deßhalb machten wir uns auf einen Angriff gefaßt und trafen unsere Vorbereitungen.

So lange die Leute noch im Unklaren über das Schiff waren, und sich allerlei Unheimliches unter demselben dachten, hatten sie wenig Muth; jetzt aber, wo sie wußten, daß sie es mit Menschen von Fleisch und Bein zu thun hatten, kamen sie wieder zu sich und brannten vor Begierde, mit dem Star anzubinden.

Ich selbst, obschon es mir wahrlich nicht an Muth gebrach, war nicht halb so kriegerisch gesinnt, denn ich dachte an die werthvolle Ladung und fürchtete für meinen guten Ruf, wenn ich gleich auf der ersten Reise Unglück hatte. Indessen machte ich doch Alles zum Kampfe bereit, denn der Star rückte uns immer näher auf den Leib. Nur noch einige Stunden, dann hatten wir ihn in Kanonenschußweite.

„Es geht los," rief ich dem Steuermanne zu, denn ich sah an den Bewegungen an Bord, daß man sich zum Schießen fertig machte. Jetzt sahen wir alle einen Feuerblitz, und im nächsten Augenblicke schlug eine feindliche Kugel dicht vor uns in's Wasser. Meine Kanoniere wollten den unhöflichen Gruß sogleich erwiedern, aber ich verbot es ihnen, denn ich wollte den Star so nahe haben, daß ich ihm sofort ein paar Kugeln in den Rumpf geben konnte.

Eine zweite Kugel kam; sie schlug ebenfalls in's Wasser und that uns keinen Schaden.

„Jetzt, Jungens," sagte ich, „und gut gezielt. Nehmt mir die Menschengruppe auf's Korn, welche bei der Drehbasse auf dem Deck steht. Vielleicht ist der Piratencapitän darunter, und wir sparen uns mit einer gutgezielten Kugel viel Arbeit."

Mein Befehl wurde pünktlich befolgt, und die Kugel fand ihr Ziel so vortrefflich, daß eine Anzahl der Feinde zerschmettert wurden. Jedenfalls war unter den Umgekommenen eine Person von Bedeutung, denn

auf dem Star entstand große Verwirrung; man lief hin und her, ohne den Angriff fortzusetzen und schien völlig rathlos. Wir benutzten diese Pause und schossen mit unsern sämmtlichen Kanonen. Es war das erste Mal, daß sie gebraucht wurden und ich hätte nicht gedacht, daß sie sich so vortrefflich bewährten.

Mit meinem Fernrohr konnte ich deutlich sehen, daß die Kugeln große Löcher in den Rumpf gebohrt hatten, und zwar einige so nahe am Wasser, daß sie für den Star im äußersten Grade gefährlich werden konnten.

„D'rauf gefeuert, Jungens," befahl ich, „und zielt hauptsächlich auf die Masten und die Wasserlinie."

Die Matrosen hielten sich so wacker, daß nach einiger Zeit der Hauptmast des Gegners über Bord fiel, während unser Klaus Basel nur unbedeutenden Schaden nahm. Merkwürdiger Weise geschah von unsern Gegnern sehr wenig, und wenn einmal eine Kugel kam, so zeugte dieselbe von geringer Kenntniß und Ueberlegung, für uns ein Zeichen, daß der leitende Kopf nicht mehr vorhanden war.

Plötzlich stellte der Star den Kampf ganz ein und wendete, um in der Flucht sein Heil zu suchen. Das überraschte uns noch mehr, denn dieses Raubschiff stand in dem Rufe, daß es keine Furcht kenne. Wir folgten ihm, aber trotzdem wir alle Segel aufspannten, konnten wir es doch nicht einholen, es gelang uns nur, zuweilen eine Kugel in den Rumpf zu geben. Die Jagd dauerte den ganzen Tag; erst am Abende des dritten gewannen wir allmälich Raum, und je weiter die Nacht vorrückte, desto mehr näherten wir uns dem Star und gaben uns der Hoffnung hin, denselben während der Nacht zu entern.

Wir riefen ihn mehrmals an und forderten ihn auf, sich zu ergeben; da wir aber keine Antwort erhielten, so gab ich den Befehl, mit Brandkugeln zu schießen. Unheimlich sausten sie durch die Luft und

beschrieben ihren Weg mit einem glühenden Streifen. Nach einer halben Stunde wurde die Wirkung sichtbar, Flammen züngelten empor und man sah beim Scheine derselben den dichten schwarzen Rauch zu den Wolken emporsteigen.

Der Brand verursachte auf dem Star den größten Schrecken und die Mannschaft suchte denselben zu löschen, aber er vermehrte sich, statt sich zu vermindern und endlich loderten die Flammen über das ganze Deck und so hoch wie die Masten.

Erst jetzt verloren die Piraten ganz den Muth und sie gaben uns durch das Sprachrohr kund, daß sie sich ergeben wollten; wir sollten nur die Boote aussetzen und sie an Bord lassen.

„Kurioses Ansinnen!" sagte Eberheim. „Nachdem sie uns angegriffen und den Kürzern gezogen, verlangen sie unter dem Scheine der Ergebung doch eigentlich nur Rettung aus der Todesgefahr. Lassen wir sie ruhig brennen und schmoren, so vergehen sie in ihrem eigenen Feuer und die Justiz braucht sich keine Mühe mehr mit ihnen zu geben."

Mir schien dieser Rath doch allzu barbarisch. „Nein," sagte ich, „wenn sie auch Seeräuber sind, so bleiben sie doch immer Menschen, und die Möglkeit, daß sie sich bessern, fehlt doch wenigstens nicht ganz."

„Der Capitän muß es wissen," gab Eberheim zur Antwort; „aber ich zweifle nicht, daß eine solche falsche Humanität sich früher oder später rächen wird."

Ich ließ mich indessen nicht beirren, sondern gab ihnen Pardon und setzte sogleich die Boote aus, um die Mannschaft an Bord bringen zu lassen. Es war die höchste Zeit, denn nur noch ein kleines Plätzchen war vom Feuer verschont geblieben, und hier standen sie Alle auf einen Klumpen gedrängt, von dem dichten Qualme fast erstickt.

Sobald sich unsere Boote nahten, stürzten sie sich hinab, und es war zu verwundern, daß sie nicht Arm

und Beine brachen. Ich hatte den größten Theil meiner Leute an der Fallreepe antreten lassen, um die Heraufkommenden zu durchsuchen und ihnen die Waffen abzunehmen. Jeder mußte einzeln vortreten und wurde nach stattgehabter Durchsuchung gebunden unter Deck gebracht.

Mein Gott, was das für Galgengesichter waren! Ich vergesse sie nicht und wenn ich tausend Jahre alt werde. Jedes Laster, jede Leidenschaft und ein ganzes Register von Verbrechen standen in ihren Gesichtern geschrieben. Der einzige, welcher eine edle Gesichtsbildung hatte, war der Capitän, den man jetzt, in Tücher gehüllt und schwer verwundet, an Bord brachte. Ich ließ ihn sogleich in meine Cajüte tragen und ein Bett für ihn bereiten.

Mit ritterlichen Manieren dankte er mir und sprach: „Es freut mich, daß ich meine letzten Stunden in der Gefangenschaft eines Gentleman verleben darf."

An Deck erhob sich jetzt ein gewaltiges Geschrei, und ich beeilte mich, um zu sehen, was es gäbe.

„Der Schlebusch ist da!" tönte es mir von allen Seiten entgegen.

Der Schlebusch? Das konnte ich doch nicht recht begreifen. Ich hatte ihn zuletzt als straßenräuberischen Beduinen und zwar in Tunis gesehen; wie sollte er nun plötzlich in die indischen Meere kommen? Es war aber kein Mißverständniß, sondern Wahrheit. Der Schlebusch stand mit gesenktem Kopfe da und beobachtete auf alle Fragen ein hartnäckiges Schweigen. Ich bekenne, daß ich in diesem Augenblicke das sehr unchristliche Gefühl der Rache in meinem Herzen empfand und daß ich nahe daran war, den Kerl am Mastbaum aufknüpfen zu lassen, aber Gott gab mir die Gnade, daß ich meiner augenblicklichen Empfindung nicht folgte. Ich gab dem Steuermann einen Wink, daß er gebunden und hinabgeführt werde, daß ihm aber kein Leid geschehen solle.

Dieser besondere Befehl war nothwendig; meine Leute würden ihn sonst zerrissen haben.

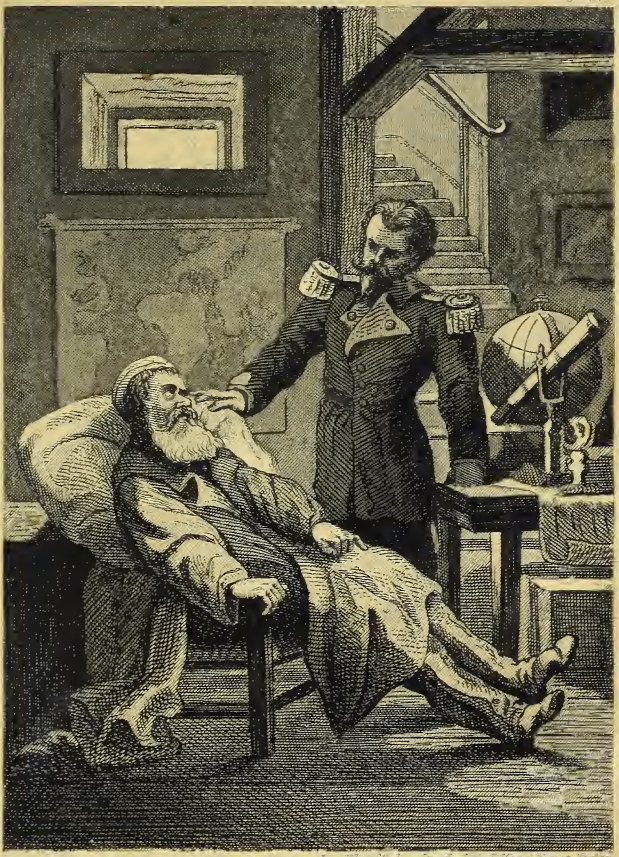
Ich begab mich jetzt zu dem Piratencapitän zurück, um seine Wunden verbinden zu lassen und für seine sonstigen Bedürfnisse zu sorgen, aber er wies jeden Beistand zurück. „Wozu?" fragte er. „Genesen würde ich doch nicht mehr, und wenn es gegen alle Erwartung dennoch geschähe, so wäre mein Loos hundertmal trauriger, als der Tod. Sterben ist auf jeden Fall Gewinn für mich!"

Ich war nicht wenig erstaunt, in diesem Piraten einen Mann von Erziehung kennen zu lernen.

„Wie ist es zu erklären, daß Sie zu einem so schändlichen Gewerbe griffen?" fragte ich ihn. „Nach meiner Meinung würde es Ihnen doch nicht schwer gefallen sein, eine anständige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen."

„Schon richtig," gab er zur Antwort, „aber leider wurde schon in meiner frühesten Jugend der Grund zu meinem Verderben gelegt. Mein Vater war Besitzer großer Güter und vieler Schlösser und er trug einen sehr geachteten Namen. Dieselbe Achtung seinen einzigen Sohn zu vererben war sein beständiges Bestreben, aber er fing es nicht gut an, sondern that alles Mögliche, um einen Vagabonden aus mir zu machen. So weit ich zurückdenken kann, hatte ich immer ein Heer von Dienern um mich, und diese waren angewiesen, meine leisesten Wünsche zu erfüllen. Was wünscht aber ein Kind nicht, und wie viel Unverstand gehört nicht dazu, um solche Wünsche zu befriedigen?

Noch war ich dem Knabenalter nicht entwachsen, als ich schon Genüsse suchte und fand, welche sich selbst der gereifte Mann versagen sollte. So kam es, daß ich bereits blasirt war, als ich erst hätte anfangen sollen, zu leben. Mein Vater war blind, seine Zärtlichkeit für mich ließ ihn Alles in einem andern Lichte sehen.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz Kunst-Verlag

Herchenbach. Zur See

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg

Wenn ihm eine große Rechnung überreicht wurde, dann freute er sich, daß sein Sohn mit so viel Anstand Schulden machte; wenn ich in der Nacht bei wüsten Orgien gewesen war und mit meinen Spießgesellen ruhige Bürger malträtirte, die Fensterscheiben einwarf, die Schellen abriß und dergleichen Allotria trieb, so fand er immer einen Entschuldigungsgrund für mich und sein Geldbeutel machte stets gut, was mein Muthwille verbrochen.

Leider nahmen meine Ausschweifungen große Dimensionen an und ich verbrauchte so viel Geld, daß selbst mein Vater anfing, Einwendungen gegen meine nobeln Passionen zu machen; aber es war jetzt zu spät, ich war schon so gründlich verdorben, daß ich auf seine Ermahnungen nicht mehr hörte, sondern mit dem Schwarme meiner Freunde täglich mehr von mir reden machte. Als alles Nichts half, ergab sich mein Vater endlich in sein hartes Geschick, aber das Unglück, welches ihm zu spät die Augen geöffnet, nagte an seiner Gesundheit und warf ihn auf's Krankenlager. Endlich starb er und hinterließ mir, einem unerfahrnen Jünglinge, ein unermeßliches Vermögen.

Reuelos stand ich an seinem Sarge und empfand auch keinen Schmerz, als er in die Gruft gesenkt wurde.

Der Schwarm meiner Freunde wurde jetzt täglich größer, und es verging kein Tag, an dem ich nicht große Feste gab und Summen vergeudete, von denen ein anständiger Mensch kaum eine Ahnung hat. Einige Jahre genügten, um ein bedeutendes Loch in mein Vermögen zu machen.

Nun bekam ich auf einmal Lust, die Welt zu sehen. Um diese Idee ganz nach meiner Bequemlichkeit ausführen zu können, kaufte ich ein Schiff, bemannte es und fuhr in See. Wohin, das war mir ziemlich gleichgültig; wenn ich nur viel Vergnügen dabei haben konnte.

Diese Seefahrten hätten meine Rettung werden

können, denn ich erfaßte das Seemannsleben mit einer wahren Leidenschaft und gab mir alle erdenkliche Mühe, den Dienst zu erlernen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit verstand ich ein Schiff zu führen, und ich hatte einigemal den Gedanken, von meinen tollen Leidenschaften abzulassen und Handel zu beginnen. Veranlassung wäre genug dazu vorhanden gewesen, denn ich verbrauchte ungeheuere Summen und es kam endlich der Tag, wo von meinen Reichthümern Nichts mehr vorhanden war, als das Schiff, welches soeben in Flammen aufgegangen ist.

Da ich mich zu einer ehrlichen Thätigkeit nicht mehr erheben konnte, so verfiel ich endlich auf den unglücklichen Gedanken, Seeräuberei zu treiben. Das ist meine Geschichte, Herr Capitän."

„Eine sehr traurige," gab ich zur Antwort. „Nach meiner Ansicht hätten Sie noch immer umkehren können."

„Es ging nicht mehr, ich war mit der menschlichen Gesellschaft zu sehr zerfallen. Seit einem halben Jahre habe ich mich an der nahen Küste eingerichtet und mir daselbst ein Nest gebaut."

Er beschrieb mir seinen Schlupfwinkel, so daß ich denselben ohne viel Mühe auffinden konnte; dann wurde seine Stimme schwächer und er bedurfte der Ruhe.

Als er sich wieder etwas erholt hatte, fragte ich ihn, wie er zu dem Schlebusch komme.

„Dieser Mensch war in mancher Beziehung mein böser Stern," gab er zur Antwort, „denn er drängte jeden guten Entschluß in mir zurück. Wohl zehnmal jagte ich ihn von dannen, aber er kam immer wieder zurück. Jetzt wird er wohl in Ihren Händen sein, aber wenn sie ihn nicht sehr gut verwahren, so wird er Ihnen noch Streiche spielen, die verhängnißvoll für Sie werden können, denn er ist zu allem Schlechten, aber zu nichts Gutem fähig."

Ich begab mich noch einmal auf Deck und fand,

daß die sämmtlichen Piraten sich gebunden unter Deck befanden. Der Star befand sich jetzt in weiter Ferne und nur schwach sah man noch das Aufleuchten der Flammen, aber es sollte uns doch noch ein kleines Schauspiel werden. Wahrscheinlich hatte das Feuer jetzt die Pulverkammer ergriffen, denn die brennenden Trümmer flogen mit einem Knall in die Luft und der Star hatte aufgehört, zu sein.

Ich kann nicht verhehlen, daß dieses plötzliche Aufhören einen tiefen Eindruck auf mich machte. Während meine Leute darüber lachten, mußte ich unwillkürlich den Gedanken ausspinnen, wie der liebe Gott Alles in seinen Händen hält und jeglichem bösen Treiben ein Ende macht, sobald daß Maß voll ist. Ich empfand Mitleiden mit dem Seeräubercapitän, der ein ganz Anderer hätte werden können, wenn sein Vater statt der verderblichen Milde eine gerechte Strenge hätte walten lassen. Ich stellte mir auch vor, daß alle diese armen Menschen, welche jetzt gebunden in meinem Schiffe lagen, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft hätten werden können.

Voll Trauer wandte ich mich zu der Cajüte zurück, wo der Capitän seinem Ende entgegensah. Als ich eintrat und mich seinem Lager näherte, fand ich ihn todt. Im Sterben hatte er noch eine vergebliche Anstrengung gemacht, um seinem Namen eine öffentliche Schmach zu ersparen. Ein Papier lag zerknittert auf der hölzernen Fensterbank. Er hatte wohl die Absicht gehabt, dasselbe in's Meer zu schleudern, aber die Kraft hatte gemangelt. Ich entfaltete dasselbe und fuhr erschrocken zurück, denn ich fand auf diesem Papiere den Namen des Todten und dieser Name gehörte den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft an.

Was sollte ich thun? sollte ich dieses Geheimniß in meiner Brust verschließen oder sollte ich den Namen an den Pranger schlagen? Zu bessern und gut zu machen war Nichts mehr, denn der letzte Sprosse des Geschlechtes lag entseelt vor mir. Also entschloß ich

mich, zu schweigen, riß den Zettel in kleine Stückchen und schleuderte sie durch das Fenster, wo sie vom Winde über die Wellen zerstreut wurden.

Als ich wieder auf das Deck trat, kam der Untersteuermann und meldete, daß Schlebusch eine Unterredung mit mir wünsche. Ich hatte eigentlich zu große Abneigung gegen den Menschen, um ihn anzuhören; aber der Untersteuermann sagte, daß er mir eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Ich nickte mit dem Kopfe und ging in meine Cajüte.

Nach einiger Zeit wurde der Kerl gebunden hereingeführt; als ich ihm in das Gesicht schaute, überlief es mich grauenhaft, denn dieser Mensch machte den unheimlichsten Eindruck von all' den Piraten, die auf dem Klaus Basel waren.

Er hatte nicht den Muth, mir in's Gesicht zu schauen; mit gesenktem Kopfe sprach er: „Capitän, es liegt in meiner Hand, Sie zum reichsten Manne zu machen, denn ich kenne das Versteck der Seeräuber. Ich verlange nicht viel dafür; nur die Freiheit."

„Hast Du sonst noch Etwas zu sagen?"

„Ich denke, ich habe Ihnen den Reichthum für einen sehr billigen Preis angeboten."

„Deine Hülfe bedarf ich nicht, denn was Du mir sagen könntest, weiß ich von dem Capitän selber."

Als ich winkte, daß man ihn wieder hinwegführe, stieß er einen gräßlichen Fluch aus und schwor, daß ich es bereuen sollte.

Natürlich machte ich mir nicht viel aus seinen Drohungen, denn er war in meiner Gewalt und ich konnte, wenn es mir beliebte, jeden Augenblick seinem Leben ein Ende machen; auch wäre ich nach Seemannsbrauch dazu berechtigt gewesen, aber ich hatte dennoch nicht die Absicht, mich an seinem Leben zu vergreifen.

Wir segelten weiter, und ich hielt beständig den Punkt im Auge, den der Sterbende mir so deutlich beschrieben hatte, daß ich denselben nicht gut verfehlen

konnte. Es dauerte nicht lange, so sah ich einen, weit in das Meer ragenden Felsen vor mir, zu dessen Seiten das Wasser weiter in's Land zu gehen schien.

XII.

Je mehr wir uns diesem himmelanstrebenden Felsen näherten, desto unruhiger wurden unsere Gefangenen, und Diejenigen, welche an die Fenster gelangen konnten, schauten mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht hinüber. Schlebusch aber hatte sich in eine Ecke gekauert; die Augen auf den Boden gesenkt, schienen wilde Pläne in seinem Gehirne rund zu gehen. Endlich sprang er auf, trat unter seine Raubgenossen und sprach: „Meine Freunde, von unserm Verhalten hängt Leben und Tod ab. Sollten wir feige zusehen, wie dieser Capitän unsere mühsam erworbenen Schätze an sich reißt und uns an den Galgen liefert?"

„Kannst Du es verhindern?" fragte ihn Einer.

„Wir können es nicht allein verhindern," gab er zur Antwort, „sondern uns auch dieses Schiffes bemächtigen und unser Handwerk vor wie nach betreiben oder uns in den Reichthum des verstorbenen Capitäns theilen."

„Da bin ich doch neugierig, wie das anzufangen wäre."

„Ich will es Euch sagen. Diese Fremdlinge werden vergebens nach den Schätzen suchen, weil sie zu gut verborgen sind. Ihr selbst wißt nicht, wo die Diamanten liegen. Ich bin der Einzige, der es verrathen kann. Wie Euch bekannt ist, hatte ich unsern Capitän so zu sagen in der Hand und er vertraute mir allein seine Geheimnisse an. Steckt das dem Sieger, dann wird er mich auffordern, ihm den Ort zu zeigen. Ich werde ihn so in unsern unterirdischen Gängen umherführen, daß er nie mehr herauskommt.

Ist aber das Haupt unschädlich gemacht, so werden wir mit den Andern schon leichter fertig werden. Jedenfalls finde ich Mittel, Dolche zu mir zu stecken, womit wir unsere Stricke durchschneiden und dem Feinde zu Leibe gehen können."

Alle kannten seine List und Verschlagenheit und wußten nur zu gut, wie oft er sie aus kritischen Lagen befreit hatte; sie stimmten deßhalb mit Freuden ein und glaubten sich schon befreit.

Das Schiff hatte jetzt den Felsen erreicht, aber ich fuhr nicht in den Meeresarm hinein, welcher hinter dem Felsen herging, sondern ließ nur ein einziges Boot herab, in welchem Capitän Eberheim, ich selbst und einige von der Mannschaft Platz nahmen. Wir ruderten nun in das stille Wasser und kamen in ein Gewirr von Felsen, welches sich fast eine Stunde weit in's Land zog, aber überall fahrbares Wasser hatte. In der ganzen Welt hätte sich ein besseres Versteck für die Seeräuber nicht finden lassen.

Aber alle diese Felsen waren so dicht mit Moos und Schlingpflanzen bewachsen, daß man Nichts mehr von dem Steine sehen konnte. Bis zur Dunkelheit ruderten wir umher und kehrten nach vergeblichem Bemühen auf das Schiff zurück.

Ich ließ einen von den Gefangenen in meine Cajüte kommen und fragte ihn, wo die Schätze verborgen seien. Zufällig hatte es einen Mann getroffen, der auf die ganze Seeräuberei nicht gut zu sprechen war und den man mit Gewalt auf den Star gebracht und dort festgehalten hatte. Nachdem er dieses Verhältniß mit kurzen Worten geschildert hatte, fuhr er fort: „Man hat mir niemals getraut; ich wurde stets auf dem Star festgeschlossen, wenn die Andern in ihr Versteck gingen; ich kann deßhalb auch über den Ort, wo die Schätze versteckt sind, keinen Aufschluß geben. Schlebusch kennt die geheimsten Schlupfwinkel und es ist ausgemacht worden, daß er Sie in dem Labyrinthe von geheimen Gängen so in die Irre führen soll, daß

Sie nie wieder das Tageslicht erblicken. Treffen Sie darnach ihre Maßregeln!"

Ich wußte nicht, wie viel ich von seiner Mittheilung auf Rechnung der Wahrheit, wie viel auf Rechnung der Lüge schreiben mußte, aber im Allgemeinen machte er keinen schlechten Eindruck auf mich. „Es ist gut," sagte ich und entließ ihn.

Eberheim, der Obersteuermann und ich hielten nun eine Conferenz, um zu berathen, was zu thun sei. Es wurden allerlei Vorschläge gemacht, aber keiner fand rechten Beifall, bis Capitän Eberheim endlich rieth, dem Schlebusch die Hände auf den Rücken zu binden und an diese eine sich abwickelnde Cordel zu befestigen, da es ihm auf diese Weise nicht möglich sein würde, zu entwischen, ohne daß wir ihm folgen könnten und uns wieder zurecht fänden.

Schlebusch mochte wohl darauf gerechnet haben, daß er noch während der Nacht gerufen werde, denn er that kein Auge zu und fuhr bei dem geringsten Geräusche in die Höhe. Darin hatte er sich indessen verrechnet; erst am Morgen kam ein Matrose und befahl ihm, mit dem Capitän in ein Boot zu steigen. Er kam mit einem frohlockenden Gesichte, fand aber in dem Boote eine große Zahl von Fackeln und eine Rolle mit Cordel. Von dem Gebrauche der letztern hatte er keine Ahnung.

„Schlebusch," sprach ich, „Du wirst uns also die Schätze zeigen?"

„Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen und Ihnen auch das Verbergniß für die Diamanten nicht verhehlen."

Damit hatte die Unterredung ein Ende, und wir fuhren schweigend dem Felsen zu. Wir waren noch nicht weit gekommen, als Schlebusch sagte: „Wir sind zur Stelle!"

Wir schauten umher, konnten aber nirgends einen Eingang entdecken. Da zeigte Schlebusch auf eine

dicht bewachsene Stelle am Felsen und sagte: „Da ist es!"

Wir fuhren heran, und als wir die Ranken und Schlingpflanzen hinwegräumten, sahen wir eine Oeffnung, so groß wie ein Thor, die uns dunkel entgegengähnte.

Schlebusch wollte hineinspringen, aber der Steuermann ergriff ihn im Nacken und sagte: „So kommst Du nicht weg. Halt einmal stille, bis ich Dir die Hände auf den Rücken gebunden habe und die Fackeln angezündet sind."

An den Strick, der die Hände festhielt, band er die Cordel und hieß ihn vorgehen, während er die brennende Fackel über dem Kopfe schwang. Schlebusch schritt voran, und wir gelangten in einen Gang, der nicht von Menschenhänden, sondern von der Natur herrührte. Es war eigentlich nur eine weite Röhre. Sie mußte aber an irgend einer Stelle einen Ausgang haben, denn die Winde fingen sich in derselben und machten sich als dumpfes Dröhnen geltend.

Wir hatten sogleich die Fackeln angezündet und folgten ihm auf dem Fuße nach. Noch waren wir nicht weit gekommen, als wir in einen Kessel traten, aus dem nach allen Richtungen neue Röhren abgingen. Welche da wählen? Schlebusch war keinen Augenblick im Zweifel. Sofort hatte er die richtige herausgefunden und eilte in derselben so rasch vorwärts, daß wir ihm kaum folgen konnten. Bald bewies sich unsere Cordel als ein vortreffliches Mittel, denn wir waren noch nicht weit gekommen, als er zu laufen begann; jeden Augenblick zeigten uns die Fackeln rechts und links neue Röhren, und er bog bald in diese, bald in jene ein. Schon jetzt wären wir ohne die Cordel verloren gewesen. Jetzt merkte er, welches Mittel wir gebraucht hatten, damit er uns nicht entrinnen könne, aber der kluge Fuchs stellte sich ganz unwissend und ging wieder langsamer.

„Wir sind zur Stelle," sagte er nach einer Weile

und blieb stehen. Als wir mit der Fackel umherleuchteten, fanden wir eine Thüre, welche nach der Aussage unseres Gefangenen zur Schatzkammer führte.

„Wo ist der Schlüssel?" fragte ich.

„Wahrscheinlich in der Tasche unseres verstorbenen Capitäns," gab er mit verschmitztem Lächeln zur Antwort. Wir versuchten uns an der Thüre, aber sie leistete unsern Bestrebungen Widerstand. Schlebusch hatte augenscheinlich auf diesen Aufenthalt gerechnet. Als wir Alle an der Thüre hackten, näherte er sich einer Fackel und brannte die Cordel durch.

„Adieu, Ihr Herren Piratenfänger," rief er triumphirend und sprang von dannen.

„Mohrenelement!" rief der Steuermann, „ich will Dich haben und wenn ich Dich vom Meeresgrunde holen sollte."

Er trabte hinter ihm drein, und wir Andern folgten ihm auf dem Fuße nach. Das war höchst unklug von uns, denn was Schlebusch bezweckte, konnte leicht in Erfüllung gehen, und es lag auf der Hand, daß wir uns verirrten, wenn nicht die Gnade Gottes mit uns war. Wir stürmten aber Alle hinter ihm her, bis unsere Fackeln von dem viel stärker gewordenen Luftzuge erlöschten.

„Nun müssen wir wieder umkehren," sagte ich, „sonst sind wir verloren."

Wir drehten uns also um, damit wir wieder an unser Seil gelangten, aber wir hatten schon eine weite Strecke zurückgelegt, ohne es zu finden. Wie uns bedünken wollte, gelangten wir auf unserm Wege in verschiedene sich durchkreuzende Röhren. Wir dachten schon mit Angst an den Hungertod, als wir plötzlich die Helle des Tages vor uns sahen. Wie dankbar ich da meinem Gott gewesen, kann ich kaum sagen.

Als wir in's Freie kamen, hatten wir das Meer vor uns. Schlebusch eilte vor uns her. Seiner Bande ledig trug er einen Koffer auf der Schulter und sprang mit demselben in ein Boot. Um ein Haar wäre er

uns entwischt, aber der Steuermann war eben so flink, wie er. In dem Augenblick, wo Schlebusch abstieß, war er im Boote. Zwei Dolche blitzten und die beiden Männer fuhren mit denselben auf einander los. Wer siegte, war sehr zweifelhaft, denn die Stöße folgten von beiden Seiten sehr rasch auf einander.

Plötzlich stieß Schlebusch einen furchtbaren Schrei aus. Der Dolch des Steuermanns war ihm in's Auge gefahren und steckte fest in demselben. Als der Steuermann nach demselben griff, um ihn herauszuziehen, stürzte Schlebusch rückwärts in's Meer und kam nicht wieder zum Vorscheine.

Wir warteten lange, aber da wir seine Leiche nirgends sahen, so öffneten wir den Koffer, von dem wir annahmen, daß er mit Juwelen gefüllt sei. Vielleicht war er es einst gewesen; wir aber fanden nur ein einziges Steinchen, welches sich in eine Lederfalte verkrochen hatte.

Zu unserer größten Freude hatten wir uns Alle wieder zusammen gefunden und Keiner war in dem unentwirrbaren Netze von Röhren stecken geblieben. Auf demselben Wege zurückzukehren, dazu hatten wir aber nicht den Muth; auch war es nicht nöthig, denn aus der kleinen Bucht, in welcher der Kahn versteckt gelegen hatte, konnten wir unser Schiff sehen, und ruderten nun wieder der Stelle zu, wo wir die Kordel befestigt hatten, denn wir wollten um jeden Preis die aufgefundene Thüre öffnen.

Bald waren wir an derselben angelangt, aber es kostete uns außerordentliche Mühe, dieselbe zu sprengen. Wir gelangten jetzt in eine große Höhle, ein ungeheures Gewölbe, welches bis an die Decke ringsum voller Waarenballen lag. Einige derselben öffneten wir und überzeugten uns von dem ungeheuern Werthe, der hier aufgestapelt war.

In diese Höhle öffneten sich ebenfalls wieder röhrenartige Gänge. Wo dieselben mündeten stand jedes Mal ein Bett für einen der Seeräuber. Es

war also eine pure Unmöglichkeit, diese Menschen in ihrem Schlupfwinkel gefangen zu nehmen. Selbst wenn die äußere Thüre erbrochen wurde, konnten sie sehr leicht in den Gängen verschwinden und sich durch die geheimen Ausgänge retten.

Auf unserm Rundgange kamen wir wieder an eine verschlossene Thüre, die wir erbrachen. Hier befanden wir uns in einem behäbig eingerichteten Zimmer, welches mehr dem Comptoir eines Kaufmannes, als der Höhle eines Seeräubers glich. Es schien, daß der Piraten-Capitän über Alles Buch geführt hatte, denn wir fanden Listen von den Matrosen, von den Waaren, von der Vertheilung der Beute, und so weiter.

Während wir das Pult umstanden und uns über diese Einrichtung wunderten, hörten wir ein Aechzen und Stöhnen. Es hörte sich ganz graufig an, um so mehr, als wir in diesem unterirdischen Labyrinthe keinen Menschen vermuthen konnten.

„D'rauf zu," sagte Eberheim; „wir müssen den Geheimnissen auf den Grund kommen."

Wir zündeten neue Fackeln an und folgten einem Gange, der ziemlich steil abwärts führte, und gelangten bald an eine Nische, in welcher ein Mensch mit einer Kette an den Felsen geschmiedet war. Im Bereiche seiner Hände stand ein Krug mit Wein und ein Gefäß mit Zwieback. Der Schein des Lichtes blendete die Augen des Unglücklichen, so daß er sie schließen mußte.

„Menschen, Menschen," rief er. „Dem Himmel sei Dank. So schlägt doch endlich die Stunde meiner Erlösung."

Wir nahmen ihm die Ketten ab und fragten, wie er an diesen Ort gelangte.

Er erzählte uns, daß er der Capitän eines Kauffahrteischiffes gewesen und die indischen Meere befahren habe. Eines Tages sei er von Seeräubern überfallen worden und man habe ihm die Wahl gestellt, entweder zu sterben oder sich der Bande anzuschließen. Natürlich habe er das Letztere gewählt. Da man ihm aber nicht

recht getraut, so sei er niemals mit zu Schiffe genommen worden, sondern man habe ihn als Wächter angestellt; dadurch sei er sehr häufig allein gewesen und habe Gelegenheit gehabt, alle diese Gänge kennen zu lernen und den Ort zu entdecken, wo der Capitän seine Juwelen aufhob. Da er zu derselben Zeit auch einen Gang entdeckte, welcher durch das Gebirge zum Festlande führte, so habe er sich vorgenommen, die Juwelen zu entwenden und heimlich zu entfliehen. „Es gelang mir in der That, den Koffer seiner Schätze zu entleeren und die Juwelen zu verstecken, aber der Capitän kam hinter meine Schliche und forderte sein Gut. Ich war erbötig, es ihm zurückzustellen, aber ich verlangte dafür die Freiheit, und da er mir dieselbe versagen mußte, weil sie zu seiner Entdeckung führen konnte, so schloß er mich hier an den Felsen, bis ich bereit sein würde, die Juwelen ohne jede Bedingung herauszugeben. Die Matrosen kannten das frühere Versteck der Edelsteine nicht, nur Schlebusch war in das Geheimniß eingeweiht. Der Capitän ließ ihn bei der Meinung, daß sie sich noch immer an demselben Orte befänden, denn er fing an, diesem Menschen zu mißtrauen. Verschaffen Sie mir nun die Freiheit, liebe Herren, so will ich die Diamanten gerne hingeben."

„Der Handel ist abgeschlossen," entgegnete ich, „aber ich will Ihnen gleich sagen, daß wir nicht beabsichtigen, fremdes Gut an uns zu bringen. Wenn ich nicht irre, ist hier oder in der Nähe englischer Boden, und wir werden Sorge tragen, daß Alles in die Hände der britischen Regierung gelangt."

Der Mann führte uns nun in dem Berge aufwärts und wir gelangten auf die Spitze desselben. Hier lag zwischen wüstem Dorngestrüpp ein Steinblock. Aus einer Höhlung unter demselben holte er ein Säckchen hervor, händigte mir dasselbe ein und sagte: „Das sind die Edelsteine. Das Gold und Silber finden Sie im Zimmer des Capitäns, wenn Sie die Holzdielen aufheben, womit der Fußboden bedeckt ist."

Ich halte mich nicht dabei auf, von den unermeßlichen Schätzen zu sprechen, die wir entdeckten. Wir blieben selbst nicht lange dabei, denn es wurde uns zu lange, bis wir die Anzeige von dem großartigen Funde gemacht hatten. Eine kleine Abtheilung von Leuten, auf die ich mich ganz und gar verlassen konnte, zurücklassend, ließ ich die Anker lichten, um die Engländer aufzusuchen.

Schon am zweiten Tage zeigte sich ein englischer Kreuzer auf dem hohen Meere. Wir hielten auf denselben zu, und als wir nahe genug gekommen waren, zogen wir eine Flagge auf, zum Zeichen, daß wir eine Unterredung wünschten. Eine Stunde später befand ich mich an Bord des Kreuzers und stattete meinen Bericht ab, zugleich das Säckchen mit den Edelsteinen übergebend.

Der Capitän war nicht wenig verwundert. Seit drei Monaten befand er sich auf der Jagd nach dem Star und hatte ihn nicht finden können, und nun lief ihm das Glück von selbst in die Hände.

„Wenn sich Alles so bewahrheitet, wie Sie es geschildert haben," sagte er, „so haben Sie mit Einem Schlage Ihr Glück gemacht, denn die englische Regierung setzt für solche Thaten und Entdeckungen bedeutende Prämien aus. Doch wir werden sehen; richten wir unsere Segel nach dem Piratennester."

Das Erstaunen des Capitäns begann erst recht, als wir ankamen, denn er mußte bekennen, daß es ihm niemals gelungen wäre, aus diesem Labyrinthe heraus zu kommen. Ich übergab ihm die gesammten Schätze, die gefangenen Seeräuber und den todten Capitän, und wollte meine Reise fortsetzen.

„Sie müssen noch bleiben," sagte er, „bis wir die sämmtlichen Güter und Gelder ꝛc. verladen und verzeichnet haben, denn ich bedarf Ihrer Unterschrift, und muß auch über den ganzen Vorgang ein Protokoll aufnehmen."

So blieben wir denn nothgedrungen, und ich konnte erst nach acht Tagen meine Reise fortsetzen; aber die

englische Regierung arbeitete in dieser Angelegenheit sehr prompt, denn noch ehe ich die Heimreise antrat, erhielt ich in Celebes einen Brief, vor der Admiralität in London zu erscheinen, um dort meine Angaben mündlich zu wiederholen.

Vier Monate später war ich dort angekommen und begab mich sogleich vor die Behörde. Den armen Capitän, den ich aus der Höhle und ich darf wohl sagen, vom Tode errettet hatte, fand ich schon in London vor. Da unsere Aussagen genau übereinstimmten, so wurde die Untersuchung sofort geschlossen, und sie hatte für uns Beide die angenehmsten Erfolge. Ich erhielt eine sehr bedeutende Baarsumme, und der Capitän bekam seine Ladung bis auf den letzten Ballen zurück. Da diese Waaren in der Zwischenzeit enorm gestiegen waren, so machte er ein sehr gutes Geschäft und legte den Grund zu einem kräftigen Wohlstande.

Nicht so erfreulich sah es im Hamburg aus, denn während unserer Abwesenheit waren Herr und Frau Basel gestorben. Mich hatten sie in ihrem Testamente reichlich bedacht und Capitän Eberheim zog bei der Abrechnung einen so reichen Gewinn, daß er das Seefahren aufgab und mich überredete, ein Handelsgeschäft mit ihm zu errichten.

Es hat mich niemals gereut, daß ich auf seinen Vorschlag eingegangen bin, denn der Segen ist mir ordentlich in das Haus hineingeregnet.

Seit jenem Vorfalle habe ich unaufhörlich die Meere durchkreuzt und die Welt in allen Breiten gesehen, so daß ich es nun fast satt habe und mit der nächsten Fahrt meine Laufbahn als Schiffscapitän zu beschließen gedenke. Zum Schlusse muß ich aber noch meines lieben Freundes Eberheim gedenken. Er hatte sich in Hamburg ein prachtvolles Haus gebaut und dasselbe mit all' den Naturmerkwürdigkeiten ausgestattet, die er und ich von unseren Reisen heimgebracht hatten. Es war ein wirkliches Museum, in dem er vom Morgen bis zum Abende umherwandelte, und so gleichsam

alle seine Reisen von Neuem machte. Er fühlte sich im Ordnen, Beschreiben und im Aufstellen dieser Dinge ganz glücklich; aber in den letzten Jahren machten sich die Strapazen seiner vielen Reisen geltend, und er litt unaufhörlich an der Gicht. Sie hatte seine Glieder ganz zusammengezogen, und im letzten Sommer war es so schlimm geworden, daß er mich bat, bei ihm zu bleiben.

Die Schmerzen nahmen täglich zu, und die besten Aerzte waren nicht im Stande, ihm Linderung zu verschaffen. Gegen den Herbst ließen sie plötzlich nach, und er fühlte sich wieder so wohl, wie in seiner Jugend, aber er täuschte sich über sein Befinden nicht.

„Mein Sohn," sagte er, „meine Kräfte sind aufgebraucht, es geht zu Ende. Ehe der Allerseelentag kommt, liege ich auf dem Kirchhofe." Der liebe Gott hatte ihm die Ruhe noch früher beschieden. Eines Tages sagte er zu mir: „Heinz, ich habe mein Testament gemacht und mit der Erde abgeschlossen. Mein ganzes Vermögen fällt an das Seemannswaisenhaus. Wärest Du nicht schon ein reicher Mann, so würde ich Dich gut bedacht haben; jetzt aber mußt Du mit diesem Hause vorlieb nehmen. Ein paar Fahrten magst Du noch machen, dann laß Dich in meinem Neste nieder, und zehre von der Erinnerung. Treibe es nicht so lange, bis Du steif und lahm wirst, es kommt Nichts dabei heraus."

Drei Tage waren ihm noch zu leben erlaubt, dann starb er in meinen Armen. Sein letztes Wort war: „Ich gehe zu meinem Herrn! Lebe so, daß wir uns da oben wiedersehen!"

Lange hat es gedauert, bis ich den Schmerz um den treuen Freund und Wohlthäter verwinden konnte, aber nun ist die Zeit schon darüber hinweggegangen, und die Herzenswunden beginnen zu vernarben."

XIII.

Die Erzählung unseres Reisegefährten hatte ihr Ende gefunden und uns so interessirt, daß wir noch tagelang hätten zuhören können; er selbst aber war froh, daß er damit zu Ende gekommen. „Die alten Geschichten wecken alle Geister wieder auf," sagte er, „und selbst der Schlebusch ist mir unter der Hand wieder lebendig geworden. Es ist zwar eine Thorheit, zu glauben, daß der Mensch mit dem Dolche im Auge und unter Wasser am Leben geblieben, aber man kann sich zuweilen von einem Gedanken nicht losmachen, und der Kerl hat wahrhaftig die größte Aehnlichkeit mit dem Schlebusch, wie auch das schwarze Pflaster über dem einen Auge an den Dolchstoß erinnert; aber gesetzt den Fall, der Strolch wäre mit dem Leben davon gekommen, wie sollte er an den Rhein verschlagen worden sein? — Denken wir nicht mehr an ihn, er ist es nicht werth."

Am folgenden Tage wollten wir einen Ausflug nach Oberstein machen, um die dortigen Achatschleifereien in Augenschein zu nehmen. Wir erhoben uns also ziemlich frühe und fuhren mit dem ersten Zuge ab. Nachdem wir Sobernheim und Monzingen passirt hatten, sahen wir schon von Weitem hoch auf dem Berge die Ruinen der beiden Schlösser, der alten und der neuen Burg, den Herren von D'haun und Oberstein angehörend, sowie die Kirche, welche, von Unten gesehen, an den Felsen angeklebt zu sein scheint.

In den engen Straßen des Städtchens Oberstein wimmelte es von Menschen, denn es war gerade Jahrmarkt, und von allen Seiten des Nahethales waren die Leute herbeigeströmt, um ihre Einkäufe zu machen und sich nebenbei einen guten Tag anzuthun.

Uns kam es mehr darauf an, die Achatschleifereien zu sehen, und durch die Freundlichkeit eines Herrn von Oberstein gelang es uns, in mehrere Fabriken zu kommen, wo die Ringe, Brochen, Nadeln, Tabaksdosen

und so weiter aus dem bunten Steine angefertigt und in Gold, Silber oder Messing gefaßt werden. Es war äußerst belehrend und gefiel uns so gut, daß wir den ganzen Morgen damit zubrachten.

Hungrig wanderten wir gegen Mittag durch das Städtchen, um einen Gasthof aufzusuchen, wo wir unsern Hunger und Durst stillen könnten. Zu unserer Genugthuung brauchten wir nicht allzuweit zu wandern, bis wir eine ganz behagliche Unterkunft fanden. Die Tafel war von Fremden stark besetzt und es kamen noch immer neue, so daß bald keine Maus mehr hätte unterkommen können. Unter lautem Gespräche und Tellergeklapper nahte sich die Mahlzeit fast dem Ende, als die Töne einer Harmonika durch den Hausflur in den Speisesaal drangen. Die Gäste schauten nach der Thüre und ein Mensch mit widrigem Gesichte, dessen eines Auge von einem schwarzen Pflaster bedeckt war, trat mit dem Instrumente an den Tisch, an welchem wir uns eben mit dem rauchenden Pudding beschäftigten. Die Gäste hörten nur einen Augenblick auf die Musik, dann ging das Plaudern und Klappern mit den Tischgeräthen wieder los.

Eine Ausnahme machte Herr Heinz Werner; er verwandte kein Auge von dem Musikanten und musterte jeden einzelnen Zug seines Gesichtes so genau, daß es Jedem, der ihn anschaute, auffallen mußte. Bald schüttelte er mit dem Kopfe, bald nickte er; jetzt stampfte er mit dem Fuße, und gleich darauf machte er eine Bewegung, als wenn er aufspringen und dem Menschen an die Gurgel fahren wolle.

„Er ist's," murmelte er; „aber wie ist es denn möglich, wie kann er's denn sein? Nein, nein, es ist nur eine auffallende Aehnlichkeit!"

Der Mann hörte jetzt auf zu spielen, und sprach mit weinerlicher Stimme: „Ihr lieben Herren und Damen, habt Mitleid mit einem armen Manne, der durch körperliche Leiden arbeitsunfähig geworden."

Er wußte seine Armuth so in's Licht zu stellen,

daß die Gäste das größte Mitleid empfanden und ihm reiche Spenden auf den Teller legten. Der Mann verstand übrigens nicht nur das Bettelhandwerk aus dem Fundamente, sondern besaß auch eine hübsche Portion Unverschämtheit, denn auch da, wo er mit einer unwilligen Kopfbewegung abgewiesen wurde, blieb er stehen, bis er eine Gabe empfangen hatte. Selbst zu Herrn Heinz Werner kam er und hielt ihm mit einer impertinenten Miene den Teller dar.

Heinz legte Nichts darauf, sondern schaute den Mann mit einem durchdringenden Blicke an und fragte: „Hat die kleine Bucht an der Insel Borneo die Todten zurückgegeben?“

Der Musikant mochte dem Capitän keine besondere Beachtung geschenkt und ihn nur oberflächlich angeschaut haben, jetzt aber betrachtete er ihn genauer. Ich gab zufällig Acht darauf, und es kam mir vor, als ob er leicht zusammenknicke; aber in solchen Dingen, besonders wenn man eine vorgefaßte Meinung hat, irrt man sich leicht. Jedenfalls dauerte die Verwirrung des Mannes nur einen Augenblick, dann fragte er den Capitän, ob er ihn meine, in diesem Falle müsse er bedauern, ihm keine Antwort geben zu können, denn über den Rhein und die Nahe sei er niemals hinaus gekommen.“

Der Capitän erröthete leicht ob seines Irrthums und ließ ihn weiter ziehen. Wie mir schien, sputete sich der Kerl doch jetzt etwas mehr und entfernte sich rasch, nachdem er alle Gaben eingesammelt hatte.

Das Mahl war jetzt dem Ende so nahe gerückt, daß die Kellner Kerzen für die Cigarren brachten.

Ein alter Herr, der nicht weit von uns saß, wollte eine Prise nehmen, fand aber seine Schnupftabaksdose nicht. Er fühlte in allen Taschen und schaute dann mit verlegenem Gesichte die Tafel auf und nieder.

„Haben Sie Etwas verloren?“ fragte ihn sein Nachbar.

„Meine goldene Tabatière ist mir abhanden ge-

kommen," gab der alte Herr zur Antwort. „Vor einer Viertelstunde stand sie noch neben meinem Teller, und jetzt ist sie nicht mehr da."

„Ich habe sie da stehen sehen," sprach der Nachbar, „glaubte aber, Sie hätten dieselbe eingesteckt."

„Nein, nein, ich habe alle Taschen durchsucht, sie ist nicht da. Die Dose ist sehr werthvoll, und ich habe sie außerdem stets in hohen Ehren gehalten, weil sie als ein Erbstück vom Großvater bis auf den Enkel übergegangen ist."

Er fragte rechts und links umher, ob Niemand die Dose gesehen. Herren und Damen erhoben sich und schauten auf und unter dem Tische nach, aber sie fand sich nicht.

Durch das Suchen wurde Jeder auf seine eigene Person aufmerksam, und nun stellte sich's heraus, daß dem Einen die Geldtasche, dem Andern die Uhr abhanden gekommen war. Plötzlich rief Herr Heinz Werner aus: „Auch meine Uhr ist fort. Zum Kukuk, ich mißte sie nicht gerne, denn der junge Ottomar Basel schenkte sie mir auf dem Sterbebette."

Diese verschiedenen Entdeckungen führten einen ordentlichen Aufruhr herbei. Die Gäste schauten sich einander an und musterten ihre Gesichter, denn der Gedanke, daß der Schuldige mit zu Tische sitze, lag nahe. Aber wie konnte man Einen von ihnen in Verdacht nehmen? Die Leute sahen alle anständig aus, Keiner machte den Eindruck, als ob er einer unehrenhaften Handlung fähig sei.

Man dachte jetzt an die Kellner, welche den Tisch servirt hatten, aber der Wirth versicherte, daß sie ehrlich und brav seien. Wer konnte denn die frechen Diebstähle begangen haben? Man rieth hin und her und kam zuletzt auch auf den Spielmann; aber wie wäre es möglich gewesen, daß er in dem flüchtigen Augenblicke, wo er von jedem Gaste eine Gabe entgegennahm, sich der Gegenstände bemächtigen konnte? Mit der Tabatière hätte das allenfalls gegangen, aber

die Uhren und Geldtaschen konnte er doch unmöglich genommen haben.

Capitän Werner war übrigens doch der Ansicht, daß es sich der Mühe lohne, den Musikanten im Auge zu behalten, und da gerade ein Polizeidiener am offenen Fenster vorüberging, so wurde derselbe herbeigerufen und in die Angelegenheit eingeweiht. Der Polizeimann schüttelte mit dem Kopfe und gab zur Antwort: „Wenn der alte Bender die Diebstähle verübt hätte, so würde er sich aus dem Staube gemacht haben, aber er spielt noch immer in der Nachbarschaft des Hauses, und ich habe ihn zufällig fortwährend im Auge behalten. Uebrigens habe ich auch nie gehört, daß er sich mit unehrlichen Dingen befaßt, und er kommt doch oft hierher."

„Bender heißt er?" fragte Werner.

„Ja wohl, Bender, und er wohnt seit zehn Jahren in Kreuznach, wo er niemals Veranlassung zu einem Verdachte gegeben hat."

In diesem Augenblicke erschien Bender vor dem Fenster und spielte eine muntere Weise auf. Der Polizeidiener sprach leise mit ihm, und der Spielmann machte ein sehr entrüstetes Gesicht. „Ich bin bereit, mich durchsuchen zu lassen," sprach er, „treten Sie mit mir in ein Zimmer."

Sie gingen zusammen in eine der Fremdenstuben, wo der Spielmann ein Stück seiner Kleidung nach dem andern ablegte. Der Polizeidiener untersuchte jedes, fand aber Nichts, als die Gaben, welche er für seine Musik erhalten. Er kehrte deßhalb zu den Gästen zurück und sagte ihnen, daß Bender unschuldig sei.

Die Bestohlenen konnten vor der Hand Nichts thun, als dem Bürgermeister die Anzeige machen und sich mit der Zukunft trösten.

Am Abende fuhren unsere Bekannten nach Kreuznach zurück und sahen auch den alten Bender ganz unbefangen einsteigen. Er machte so wenig Hehl aus seiner Anwesenheit, daß er selbst noch in der Eisenbahn sein Instrument spielte.

„Man sollte doch nie vorschnell urtheilen," sagte Herr Werner; „ich hätte mein Vermögen darauf verwettet, dieser Mann sei der Seeräuber Schlebusch, und nun sehe ich doch deutlich, daß ich mich geirrt habe. Die Aehnlichkeit ist aber nichtsdestoweniger eine so große, daß mein Irrthum wohl verzeihlich ist."

Folgen wir nun dem alten Bender in seine Wohnung. Als der Zug in Kreuznach hielt, gesellte sich ein Mann zu ihm, und die Beiden gingen schweigend neben einander her.

„Mach' Dich nicht auffällig, komm in einer halben Stunde," flüsterte Bender.

Der Begleiter entfernte sich und Bender schritt langsam in einer engen, dunkeln Gasse weiter. An einem einstöckigen Häuschen, welches mehr einem Ziegenstalle, als einer menschlichen Wohnung ähnlich sah, blieb er stehen, nahm einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete und trat ein. Nachdem er die Thüre wieder sorgfältig verschlossen hatte, zündete er Licht an und setzte sich auf einen Holzklotz am Herd.

Es war ein ärmliches Loch, in welchem es selbst am Nothwendigsten zu fehlen schien, doch lag in der Ecke am Herde wenigstens ein hübscher Haufen dürres Scheitholz, mit dem er seine Mahlzeiten bereiten und im Winter ein behagliches Feuer machen konnte.

Nach einer Weile brummte er in sich hinein: „Es steht schlechtes Wetter im Anzuge, denn es brennt und juckt mir wieder in der leeren Augenhöhle. Da hat es mit dem Verdienste gute Wege, denn die Leute strömen auf den Kirmessen und auf den Schiffen nur beim Sonnenscheine zusammen. Heute habe ich übrigens eine gute Erndte gemacht. Muß doch nachsehen, wie viel ich habe."

Er nahm ein Brett aus der Ecke, legte dasselbe auf's Kniee, räumte die Taschen und begann zu zählen. Es waren viele Kupfermünzen, doch fanden sich auch genug Silberstücke darunter.

Lächelnd sprach er zu sich selbst: Sage mir Einer,

daß die Musik kein gutes Geschäft ist. In einem Tage zwölf Thaler zu verdienen, das ist doch wohl genug. Ich glaube, ein Regierungspräsident hat nicht mehr. Aber man muß sich arm machen und seinen Reichthum nicht sehen lassen."

Die Hälfte des Geldes strich er ein, wickelte dasselbe in ein Papier und versteckte es zwischen dem Holze.

Als er damit fertig war, wurde leise an die Thüre geklopft; er öffnete, und der Mann, welcher mit ihm von der Bahn gekommen war, trat ein.

„Rasch, die Thüre zu, Villmar," sagte Bender. „Ich habe Dir schon hundertmal gesagt, Du sollst am Stalle klopfen, aber Du hast keine Ruhe, bis der Teufel los ist."

„Ich habe wahrhaftig keine Lust, immer durch den Bach zu gehen, und anders kann man doch nicht an den Stall kommen," sagte Villmar.

Bender steckte rasch ein Stück Papier in's Schlüsselloch, holte das Brett und zählte das Geld auf.

„Ist das Alles?" fragte Villmar.

„Ist es noch nicht genug? Kannst Du in einem Tage so viel verdienen? Sechs Thaler ist doch keine Kleinigkeit; Du bringst es noch nicht auf zehn Groschen. — Nun, hole einmal die Sachen heraus, erstens eine goldene Tabatière, zweitens zwei silberne?, drittens vier Uhren, darunter eine goldene, viertens einen diamantenen Hemdenknopf, fünftens sechs Geldtäschchen.

Villmar holte die Gegenstände einzeln heraus und legte sie auf das Brett; als die Geldtaschen daran kamen, machte Bender ein sehr zorniges Gesicht und sprach: „Schurke, Du hast darin gemaust!"

Eines nach dem andern öffnend, stieß er einen Fluch aus, faßte Villmar am Halse, zog einen Dolch hervor und zischelte: „Verfluchte Creatur; ich schwöre Dir den Tod, wenn Du den Inhalt nicht zurückerstattest. Hältst Du mich für einen Esel? Soll ich Dir glauben, daß die Gäste mit ein paar lumpigen Groschen auf die Kirmeß gehen? Heraus mit dem Gelde oder ich stoße zu."

Villmar machte Miene, sich zu wehren, aber plötzlich besann er sich eines Andern, gab kleinlaut bei und griff in die Tasche, aus welcher Silber-, Gold- und Papiergeld zum Vorscheine kam. „Das ist Alles," sagte er, „es war kein Pfennig mehr darin."

„Ich muß es glauben, Villmar, aber ich werde mich doch bald fragen müssen, ob es nicht besser ist, daß ich mir einen andern Gehülfen nehme. Mit unehrlichen Menschen mag ich keine Gemeinschaft haben."

Ein spöttisches Lächeln ging unbemerkt über Villmar's Gesicht; er hatte seine eigenen Gedanken, aber er sprach sie nicht aus.

Bender begann nun die Uhren abzuschätzen, aber zu einem so niedrigen Preise, daß abermals ein spöttisches Lächeln über Villmar's Lippen ging. Als er mit dem Abschätzen fertig war, sprach er: „Nach unserm Uebereinkommen erhältst Du den zehnten Theil der Beute in baarem Gelde und die Gegenstände verbleiben mir. Hier, es kommen auf Deinen Theil zehn Thaler, ein fürstlicher Verdienst! Dennoch bist Du nie zufrieden und mausest mir noch das Beste; aber wie gesagt, wenn Du nicht ehrlich wirst, so können wir nicht zusammen bleiben. Gewisser Umstände wegen habe ich ohnehin die Absicht, morgen Abend nach Trier zu fahren. Willst Du noch einmal dabei sein, so finde Dich dort in unserem bekannten Gasthause ein; aber Du sollst erst am folgenden Morgen kommen, denn man sieht uns zu häufig zusammen."

Villmar ließ sich heute jede Unbill gefallen, ließ das Geld in seine Tasche gleiten und nahm Abschied. Bender löschte das Licht aus, ehe er die Thüre öffnete, und schaute seinem Spießgesellen so lange nach, bis dieser um die nächste Straßenecke bog. Nachdem er wieder in das Haus getreten war, und sich überzeugt hatte, daß durch das dicht verhangene Fenster kein Strählchen hinausdringen konnte, setzte er sich wieder, nahm jeden einzelnen Gegenstand nochmals in die Hand und schätzte in Gedanken ab, was er dafür lösen würde.

Plötzlich stutzte er, nahm die Uhr, welche er dem Capitän Werner entwendet hatte, in die Hand, beschaute sie sehr aufmerksam und murmelte: „Also doch? Es wäre mehr als eine Aehnlichkeit? Verflucht, wenn er mir auf der Spur wäre. Ich glaube es wahrhaftig, denn die Worte, welche er zu mir sprach, waren zu bezeichnend. Und die Uhr spricht auch deutlich genug; er hat sie aus Ottomar's Händen erhalten. Zum Teufel, soll denn in meinem ganzen Leben Alles schief gehen? Auf See traf mich immer das Unglück, wenn ich eben daran war, ein gemachter Mann zu werden, und nun habe ich zu Lande wie ein Hund gearbeitet, bin reich genug, um gut zu leben, und soll abermals um die Früchte meiner Mühe kommen? Nein, Heinz, das soll nicht geschehen. Glücklicher Weise hat kein Mensch eine Ahnung von meinem Verstecke, und es wird auch Niemand darauf kommen, weil man sonst Geld und Kostbarkeiten wohl verschließt. Ich werde mich acht oder vierzehn Tage in Trier und Saarbrücken herumtreiben, und wenn ich wiederkomme, dann ist dieser Heinz Werner längst über alle Berge.

Er holte jetzt eine kleine Leiter, die er in den Rauchfang stellte und auf derselben in die Höhe stieg. Oben bauchte sich der Kamin aus. In der Höhlung lag ein Sack nachlässig hingeworfen. Diesen öffnete er, schob das Geld und die gestohlenen Gegenstände hinein und stieg wieder auf den Boden.

„Da liegt Alles sicher," sagte er; „aber lange soll es nicht mehr da bleiben. Wenn ich zurückkehre, werde ich Alles zusammenpacken und nach Paris gehen. Oder führte ich am Ende besser den Vorsatz sogleich aus? Nein, nicht sogleich; die Franzosen wollen jetzt wieder Pässe haben, und ich kann mir so schnell keinen beschaffen."

Jetzt zündete er Feuer an, öffnete einen alten Kasten und holte aus demselben Eier und Schinken, frische Butter und vortrefflichen Wein, und hielt ein üppiges Mahl; dann streckte er sich auf sein Bett und schlief wie ein Gerechter.

Villmar hatte sich nicht ohne Absicht seine Derbheit gefallen lassen. Als er den Heimweg einschlug, blieb er zuweilen stehen und kaute an seinen Gedanken. „Das Huhn hat das Nest nun bald vollgelegt," sagte er, „es wird nun Zeit, daß ich es ausnehme. Die kluge Henne wähnt allerdings nicht, daß ich weiß, wo die goldenen Eier liegen, aber sie traut mir offenbar nicht mehr, und es könnte leicht sein, daß sie bald auf und davon flöge."

Langsam und bedächtig, mit sich selbst noch nicht einig, öffnete er die Hausthüre, ging in der schwach erleuchteten Stube einige Male auf und ab, und kam immer mehr zu dem festen Entschlusse, sich zum Herrn des von Bender gesammelten Vermögens zu machen. Hinter dem zerlumpten Bette stand ein Beil; er ergriff dasselbe, steckte es unter seinen Rock und verließ das Haus, fest entschlossen, seinen Spießgesellen zu ermorden und sich seiner Reichthümer zu bemächtigen.

Dießmal schlug er einen andern Weg ein, als denjenigen, welchen er gekommen. Anfangs verfolgte er die Hauptstraße bis vor die Stadt, dann bog er links ab und ging in weitem Bogen durch die stillen Wiesen bis zum Bache. Diesem folgte er eine Zeit lang, stieg leise in das Wasser und watete in demselben geräuschlos vorwärts bis zum andern Ufer, wo derselbe den Stall des Bender bespülte.

Bender glaubte denselben von Innen so wohl geschlossen, daß kein Fremder hineingelangen konnte; aber Villmar hatte schon seit langer Zeit einen Einbruch vorbereitet und eine Einrichtung getroffen, daß er ganz leicht in den Stall und durch den Stall in das Haus gelangen konnte.

Eine schnelle Handbewegung genügte, um die Thüre geräuschlos zu öffnen. Jetzt stand er im Stalle und war im Begriffe, auch die Thüre zu öffnen, welche in die Küche führte, da drang ein Lichtschimmer zu ihm in den Stall. Rasch schaute er durch die Ritze und sah, wie Bender sich mit seinem Schatze im Kamine zu

schaffen machte; auch hörte er dessen Worte, und was er nicht hören konnte, das errieth er, genug, er wußte bald, daß Bender sich auf einige Zeit unsichtbar machen wollte, und daß unterdessen der Schatz im Hause blieb.

„Hm," dachte er, „wenn es mir morgen so leicht wird, warum sollte ich denn heute gewaltsam zu Werke gehen? Jedenfalls wehrt er sich, und es kann vielleicht großen Lärm absetzen. Blut ist ohnehin sehr verrätherisch, und brächte mich durch ein Fleckchen auf meinen Kleidern vielleicht schon morgen in Verdacht."

Er steckte das Beil wieder unter seinen Rock und kehrte eben so leise zurück, als er gekommen war.

Draußen auf der Wiese hinter einem Baume stand der Förster, um den Wilddieben aufzulauern. Villmar konnte ihn nicht sehen; der Förster aber war nicht wenig erstaunt, als er einen Menschen aus dem Stalle kommen und durch das Wasser waten sah.

Daß derselbe lichtscheue Thaten trieb, ging schon aus dem Umstande hervor, daß er auf Händen und Füßen vorwärts kroch, bis er eine Senkung erreicht hatte, wo er auf seine Füße sprang und davon eilte.

„Villmar und Bender," lispelte der Förster. „Es scheint mir eine jener Firmen zu sein, in welcher beide Compagnons nicht viel taugen. Es gingen heute allerlei Gerüchte durch die Stadt. Ich muß doch morgen den Bürgermeister darauf aufmerksam machen."

XIV.

Herr Heinz Werner und wir waren eben im Begriffe, einen Nachmittagsausflug in's Gebirge zu machen, als sich ein Mann von Oberstein bei ihm anmelden und ihn um eine geheime Unterredung bitten ließ.

„Nur herein," sagte er, „wir haben hier keine Geheimnisse."

Der Eintretende war ein sogenannter Döbchenspieler, welcher schon verschiedene Male mit Bender im

Kriege gelebt hatte und der seines Spieles wegen eben nicht im besten Rufe stand.

„Mein Herr," sagte er, „heute Morgen erfuhr ich, daß Ihnen gestern während des Essens eine goldene Uhr gestohlen worden sei und daß der alte Bender im Verdachte stehe. Ich halte es nun für meine Pflicht, Ihnen eine Mittheilung zu machen. Als ich gestern in meiner Bude stand, zog Bender spielend mit der Harmonika vorüber und neben ihm ging Villmar, ein Mann, der ein gutes Leben führt, ohne daß Jemand weiß, wovon. Allenthalben war lautes, fröhliches Treiben, und ich gab kaum Acht auf die Beiden. Plötzlich war es mir aber, als wenn Bender dem Villmar schnell Etwas in die Hand drückte. Obschon ich nun diese beiden Kerle als Erzspitzbuben kenne, so dachte ich in dem Augenblicke doch nicht an einen Diebstahl, bis ich heute Morgen davon hörte. Wenn ich Ihnen einen guten Rath ertheilen darf, so lassen Sie bei den Beiden Haussuchung halten, und Sie werden wieder in den Besitz der Uhr gelangen."

„Sind Sie erbötig, mit mir zum Bürgermeister zu gehen?" fragte Werner.

„Gewiß, mein Herr, sofort, und was ich Ihnen gesagt habe, bin ich erbötig, zu beschwören. Gehen wir also. Es ist ohnehin die höchste Zeit, daß dieser Schwindler von Bender endlich einmal unschädlich gemacht wird. Ich kenne den Menschen schon seit mehr als dreißig Jahren und habe nie viel auf ihn gehalten. Lange ist er in der Welt herumgelaufen, aber der Kukuk weiß, wo. Viele sagen, er wäre auf See gewesen; es mag wohl sein. Jedenfalls hat es dort Keile gesetzt, denn er kam mit nur Einem Auge wieder, das andere war auf dem Meere geblieben."

Heinz Werner hörte den Mann so zu sagen mit offenem Munde an. Dieser Bender war am Ende doch kein Anderer, als Schlebusch. Er wandte sich zu uns und sprach: „Es thut mir leid, daß ich mich Ihnen auf dem Spaziergange nicht anschließen kann. Wir

holen es ein andermal nach; heute aber muß ich diesem Manne folgen."

Natürlich entschuldigten wir ihn, aber die Frauen hätten es nun vorgezogen, den Spaziergang ganz aufzugeben, denn sie waren allzu neugierig auf die Entwickelung des Drama's, von dem sich ein so großer Theil vor unseren Ohren abgespielt hatte. Wir aber hatten kein Mitleiden, sie mußten mit in den Wald.

Die Sache mit Bender — Schlebusch — war noch keinen Zoll weiter gegangen, als wir zurückkamen. Es traf sich nämlich, daß weder der Bürgermeister, noch ein anderer Beamter zu Hause war. Sie kamen erst am Abend. In der Zwischenzeit wollen wir sehen, was Bender anfing. In der festen Ueberzeugung, daß Niemand sein Versteck auffinden würde, verließ er schon mit Tagesanbruch sein Haus und fuhr mit dem ersten Zuge, um auf den verschiedenen Stationen auszusteigen und so viel als möglich dem Handwerke obzuliegen. Es machte sich viel besser, als er gedacht hatte, denn auf die Dörfer kam selten ein Musikant; alle Bauern gaben gerne für die lustigen Weisen Etwas aus.

Die Station Oberstein, wo er am meisten hätte sammeln können, überschlug er, und er hatte einen triftigen Grund dazu.

Endlich kam die Nacht, und seinem Vorhaben gemäß hätte er jetzt nach Trier gehen müssen, aber er bekam plötzlich Bedenken. Gedanken, die er früher nie gedacht hatte, kamen ihm jetzt in den Sinn. Sein Versteck, das er für so sicher gehalten, kam ihm auf einmal so gefährdet vor, daß ihm der Schweiß ausbrach. Um jeden Preis wollte er nun zurück. Auf der Station, wo er sich eben befand, mußte er aber noch zwei Stunden warten, und vor zehn Uhr Abends konnte er nicht zu Hause sein. Endlich, endlich, nachdem er so lange wie auf glühenden Nadeln gesessen, kam der Zug, und nun konnte er einsteigen und seinen Schätzen entgegendampfen.

Villmar hatte sich am frühen Morgen bei seinen Nachbarn sehr bemerklich gemacht, die Läden seines

Hauses geschlossen und vorgegeben, daß er in Geschäften nach Köln reisen müsse und einige Tage ausbleiben werde. Er dachte, wenn im Hause des Bender Etwas geschehe, was andern Leuten zu Ohren kam, auf diese Weise jeden Verdacht von sich abzuwälzen. Wirklich reiste er auch, aber nur bis zur nächsten Station; von dort aber kehrte er in einem weiten Bogen zurück und verkroch sich im Walde in das Gesträuch. Erst gegen zehn Uhr wollte er seinen Einbruch verüben, denn um diese Zeit war es in den engen Gassen stille, und die Umwohner lagen dann im Schlafe.

Herr Werner und der Döbchenspieler waren wohl zehnmal auf dem Bürgermeisteramte gewesen, aber erst gegen neun Uhr kam der Herr zurück.

Als er hörte, daß Bender im Verdachte stand, die Uhr gestohlen zu haben, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Ich kann es nicht glauben, denn der Mann ist immer brav gewesen. Den Villmar würde ich eher für einen Dieb halten."

„Ich bitte sehr, Herr Bürgermeister, die Häuser Beider umstellen zu lassen," sagte Werner, „denn es liegt mir mehr an der Uhr, als ich Ihnen sagen kann; außerdem habe ich auch noch einen besonderen Verdacht gegen Bender oder Schlebusch, werde denselben aber erst aussprechen, wenn sich der schwere Diebstahl als richtig erwiesen."

Der Bürgermeister konnte den so bestimmt ausgesprochenen Wunsch nicht gut von der Hand weisen, und obschon es ihm zuwider war, zu so später Stunde noch eine amtliche Handlung vorzunehmen, so konnte er sich derselben doch nicht entziehen, um so weniger, als der Förster, des langen Wartens müde, sich schriftlich an ihn gewendet hatte.

Um nicht allzuviel Aufsehen zu machen, wollte er die Haussuchung selbst vornehmen und nur einen Polizeidiener mitnehmen. Vergebens klopfte er an Villmar's Wohnung; er erhielt keine Antwort, bis ein Nachbar das Fenster öffnete und ihm sagte, daß derselbe schon heute früh weggegangen sei und mehrere Tage ausbleiben werde.

Auf dem Wege nach Bender's Wohnung gesellten sich der Förster und Herr Heinz Werner zu ihm und erboten sich, das Haus während der Durchsuchung zu bewachen, damit Niemand entwischen könne.

Der Förster begab sich über die Wiesen an die Hinterseite des Hauses, während Werner sich vor dem Hause hinter einem Laternenpfahle aufstellte.

Einen Augenblick vorher war Bender angekommen und hatte sich in sein Haus begeben, jetzt nahte auch von der andern Seite Villmar. Er hatte keine Ahnung davon, daß der Förster seiner wartete, sondern glaubte sich gänzlich unbeobachtet. „Morgen," sprach er so laut zu sich selber, daß der Förster es deutlich vernehmen konnte, „morgen bin ich ein reicher Mann. Bender hat für mich gesammelt."

In seiner Sicherheit tappte er in den Bach, watete hindurch und riß die Stallthüre auf. Bender hörte Nichts davon, denn er stand auf der Leiter und holte eben den Sack mit den Kostbarkeiten herab. Derselbe war schwer, und er mußte hübsch vorsichtig Sprosse um Sprosse unter die Füße nehmen. Als er herabkam und den Sack ächzend auf die Erde setzte, wurde die Thüre, welche aus der Küche in den Stall führte, aufgerissen und Villmar trat ein.

Beide fuhren erschrocken zurück, als sie sich sahen.

„Ah," knirschte Bender, „so hat mich also mein Gefühl doch richtig geleitet. Wäre ich nicht gekommen, so hättest Du mich bestohlen. Aber warte, mein Freund, Du sollst die Welt nicht mehr betrügen."

Er zog ein Messer und stürzte mit demselben auf Villmar los; aber auch dieser griff jetzt nach der Waffe, und die beiden Subjecte gingen mit zornfunkelnden Augen und lauten Scheltworten auf einander los. Der dadurch entstandene Lärm veranlaßte den Bürgermeister und seinen Begleiter, sofort in das Haus einzudringen, und so wurden die Streitenden von zwei Seiten überfallen.

„Im Namen des Gesetzes seid Ihr Beide verhaftet!" sprach der Bürgermeister.

Bender schoß zusammen; in einer Secunde hatte er die ganze Gefahr überschaut. Wenn er nicht floh, so war er verloren. Mit dem Messer um sich schlagend, war er im Begriffe, durch die Stallthüre zu entspringen, aber der Förster faßte ihn im Nacken und warf ihn so unsanft gegen den Boden, daß ihm das Aufstehen Mühe machte.

Während der Polizeidiener den Villmar unschädlich machte, wurde Bender von dem Förster und dem Capitän gebunden.

„Schlebusch," sagte Werner, „der Uhrendiebstahl bringt Dich in's Gefängniß, aber die Seeräuberei unter das Beil."

„Verflucht!" zischelte Schlebusch, aber er setzte weiter Nichts hinzu, denn er war zu klug, um sich durch ein voreiliges Wort zu fangen.

Der Bürgermeister ließ durch den Polizeidiener den Sack öffnen und die Sachen herausnehmen. Es waren ihrer so viele, daß die Anwesenden die Hände zusammenschlugen und sich nicht genug verwundern konnten.

„Wie kommen Sie an alle diese Kostbarkeiten?" fragte der Bürgermeister.

„Es sind Geschenke von meinen Freunden," gab er unbefangen zur Antwort.

„Sie müssen eine bedeutende Anzahl großmüthiger Freunde haben, es ist wohl selten ein Mensch so reich beschenkt worden."

Heinz Werner zeigte dem Bürgermeister seine Uhr, und dieser fragte: „Wie verhält es sich denn mit dieser Uhr? Ist sie ebenfalls ein Geschenk?"

„Nein," gab er zur Antwort, „ich habe diese Uhr auf dem Jahrmarkte zu Oberstein im Gedränge gefunden und die Absicht gehabt, sie zurückzugeben, sobald ich den Verlierer fände."

Alle seine Ausreden, an denen er wirklich nicht arm war, dienten nur dazu, ihn immer tiefer in die Patsche zu führen.

„Vorwärts, in's Stadtgefängniß," sagte der

Bürgermeister. „Ich ersuche die Herren, mich und den Polizeidiener zu begleiten, damit wir gleich ein Protokoll aufnehmen. Zugleich ersuche ich um die Freundlichkeit, mir diese Kostbarkeiten tragen zu helfen. Morgen aber werde ich das Haus von Oben bis Unten durchsuchen lassen. Vielleicht sind der Schätze noch mehr vorhanden.

Die Diebe wurden in die Mitte genommen; an ein Entwischen war also nicht zu denken. Dennoch machte Schlebusch den Versuch, aber der Förster schüttelte ihn so derbe, daß ihm der Kopf auf dem Rumpfe wackelte.

Die meisten Bewohner von Kreuznach waren schon zur Ruhe gegangen, deßhalb war es stille in den Straßen, und die Einwohner wurden nicht gewahr, daß die gefährlichen Burschen hinter Schloß und Riegel gebracht wurden.

Das Gefängniß war ein so düsterer Bau, daß es den Vorübergehenden selbst am Tage bei seinem Anblicke gruselte, und in der Nacht waren die hallenden Gewölbe noch unheimlicher.

Der Polizeidiener übergab sie dem Gefängnißwärter, und dieser schob sie, ohne ein Wort zu sprechen, durch eine dicke Eichenthüre in einen großen, gewölbten Raum, wo jeder Schritt ein dumpfes Echo gab. Schlebusch hatte diesen Augenblick sehnsüchtig erwartet. Kaum war er mit seinem Complicen allein, so fiel er über denselben her, schlug mit den Fäusten nach ihm, warf ihn auf den Boden und trat ihn mit Füßen. Dabei rief er aus: „Du verfluchter Hund! Deinem Diebssinne verdanke ich es, daß ich im Gefängniß sitze! Hättest Du mein Eigenthum in Ruhe gelassen, so säße ich noch warm in meinem Hause!“

Villmar mußte die Schläge und Tritte entgegen nehmen, denn Schlebusch hatte ihn so fest gefaßt, daß er sich nicht losreißen konnte. Das Heft drehte sich aber um, sobald Villmar ein wenig Luft bekam. Dieser begann nun seinerseits den Geschäftsfreund so stark zu dreschen, daß dieser laut aufschrie. Das furchtbare Getöse drang auch zu dem Ohre des Gefängnißwärters, und dieser kam mit einem Lichte, um nachzusehen, was es gäbe.

Als er den Villmar in so großer Thätigkeit fand, faßte er denselben am Kragen und trieb ihn in ein anderes Gewölbe. Schlebusch hatte also Ruhe und konnte ungestört über seine Lage nachdenken. Sie gefiel ihm nicht im Mindesten, denn wenn er keine Mittel fand, zu entkommen, so ging es ihm gewiß an Hals und Kragen. Lange ging er umher und suchte nach irgend einer Oeffnung, bis er an dem Luftzuge merkte, daß er sich unterhalb einer Fensteröffnung befand.

Er versuchte hinaufzuklettern, aber die Wand war zu glatt, es gelang ihm nicht. Am Morgen bemerkte er, daß der Versuch ohnehin ein vergeblicher gewesen wäre, denn die Fenster waren mit dicken eisernen Stäben versehen. Da gewahrte er im Gemäuer am Boden eine eiserne Thüre; als er dieselbe öffnete, fand er, daß es ein Kamin war. Er stieg in denselben, zog die Thüre hinter sich zu und stieg in dem Kamin aufwärts, indem er Arme und Beine gegen die Mauer stemmte und sich langsam emporzog.

Es war keine leichte Arbeit, aber sie gelang ihm doch und er kam endlich unbemerkt auf dem Speicher des Gefängnisses an. Die Thüren, welche vom Speicher in die Anstalt führten, waren fest verschlossen und er durfte nicht daran zerren und reißen, weil er sonst die Gefängnißbeamten auf seine Spur zog.

Seine Flucht mußte schon bekannt geworden sein, denn er hörte Leute hin- und herlaufen, auch ertönte bald darauf der Kanonenschuß, welcher stets abgefeuert wurde, wenn ein Gefangener entflohen war. Schon nahte sich das Getöse dem Speicher; da schwang er sich durch das Fenster und begab sich auf das Dach, wo er sich hinter einem Kamine in die breite Dachrinne legte.

Er war damit kaum zu Stande gekommen, als auch die Speicherthüre aufgerissen wurde und schwere Schuhe auf dem Fußboden dröhnten.

„Hier muß er sein!“ sagte eine Stimme. „Ich verwette meinen Hals darauf, denn er ist durch den Kamin hinaufgestiegen. Schon zweimal habe ich darauf

angetragen, daß Querstäbe in den Kamin gemacht werden, aber man hat nicht darauf gehört, und jetzt ist der Schaden fertig."

„Aber zum Henker, wie könnte er hier sein? Der Speicher ist ja so klar wie eine Hand."

„Vielleicht auf das Dach gestiegen. Sehen wir zu!"

Die beiden Gefängnißwärter kletterten durch dasselbe Fenster, durch welches Schlebusch auf das Dach gestiegen war, und nachdem sie sich dort umgesehen, fanden sie den Verbrecher in der Rinne liegen. Als sie sich ihm näherten, griff er in die Tasche und feuerte mit einer Pistole auf sie, ohne sie zu treffen.

Der eine der Gefangenwärter hatte einen langen Stock in der Hand. Erbittert schlug er auf den Kerl zu und traf ihn an die Schläfe. Schlebusch hatte sich erhoben, aber als er den Stockschlag erhielt, taumelte er hin und her, that einen Fehltritt und stürzte vom Dache auf das Pflaster der Straße.

Er war gerade auf den Kopf gefallen und hatte sich die Hirnschale zerschmettert. Sofort war er todt und damit der Proceß gegen ihn geschlossen. Daß er wirklich Schlebusch war, unterlag keinem Zweifel, denn als man die Leiche entkleidete, fand man auf seiner Brust diesen Namen mit blauer und rother Farbe eingeätzt.

Die Hoffnung des Herrn Heinz Werner, zu erfahren, wie der Seeräuber bei der Insel Borneo sich aus dem Wasser gerettet habe, ging nicht in Erfüllung, auch erfuhr man nie, wo Schlebusch eigentlich zu Hause war.

Villmar, den man vor das Gericht stellte, leugnete jede Theilnahme an den Diebstählen, und da man keine Werthsachen, sondern nur einiges Geld bei ihm fand, auf allgemeine Verdachtsgründe hin aber kein Urtheil gefällt werden konnte, so ließ man ihn laufen.

Wir schweiften auf einige Tage gemeinsam in den Bergen umher, dann nahmen wir Abschied von einander. Heinz Werner lebt aber noch immer in unserer freundschaftlichen Erinnerung.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lesekranz.

I. Reihenfolge.

1. **Faber, P. Fr. W., Erzählungen von den Engeln.** Mit Genehmigung des Verf. in's Deutsche übertragen v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

2. **Oramaika,** oder das Kreuz im Walde. Eine Erzählung aus den amerikanischen Missionen. Nach dem Engl. v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

3. **Geschichten** aus dem christl. Leben und für dasselbe. Frei nach dem Engl. von J. A. Stelzig. Mit 4 Stahlstichen., 8. 30 kr. od. 10 sgr.

4. **Dorsey, A. H., das Gewissen.** Oder: Maria Brooke's Prüfungen. Eine kathol. Erzählung aus Amerika. Aus d. Engl. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

5. **Wohlgemuth, A., hundert Jahre** in einer Tiroler Familie. Spiegelbilder aus dem Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

6. **Snieders, d. J., A., Mütterchen Geerarts.** Eine Erzählung aus dem Flämischen Leben. Aus dem Flämischen übersetzt von C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

7. **Snieders, d. J., A., Tante Trippelveld. — Maikranz. — Haideblümchen.** Drei Erzählungen aus dem Flämischen Leben. Aus dem Fläm. übers. v. C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

8. **Wohlgemuth, A., Schattenbilder aus dem Volksleben.** Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

9. **Snieders, J. N., der Großknecht.** Eine Dorfgeschichte aus dem Flämischen. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

10. **Feldpater,** der, oder die Eroberung von Algier. Nach d. Französ. der Gräfin E. de la Rochère bearbeitet von J. B. Braun. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

11. **Geschwister,** die, oder: Die Schule der Leiden. Eine Erzählung aus d. Z. d. französ. Revolution. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

12. **Stowe, H. B., Toms Hütte,** oder das Sklavenleben in Amerika. Für die Jugend bearb. v. W. Kammerer. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

II. Reihenfolge.

1. **Conscience, H., das Duell.** Ein Sittengemälde unserer Tage. Aus dem Fläm. übers. von E. Grahl. Autoris. Ausg. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

2. **Glaubrecht, J., Isolde,** das Frankenmädchen. Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

3. **Moosrosen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

4. **Sonnenblumen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

5. **Kavanagh, J., drei Helden** auf drei verschiedenen Wegen. Nach dem Englischen. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

6. **Thil-Lorrain, Nelida,** oder: die Canadischen Kriege. Eine Erzählung a. d. J. 1812—1814. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

7. **Guenot, C., der Alpenhirt.** Eine Erzählung aus der Zeit Franz I., Königs v. Frankreich. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

8. **Nouvaire, A. de, die Geschichte einer Glocke.** Eine Erzählung. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

6. **Glaubrecht, J., Roland von Rolandseck.** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Carls des Großen. In neuen Rahmen gefaßt. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

10. **Castel, H. du, Regina,** oder die Perle am Strande. Eine Erzählung f. d. Jugend. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

11. **Ayzac, F. v., Erinnerungen aus vergangenen Zeiten.** Für Jung und Alt erzählt. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

12. **Granford, A., Unter der Laubhütte.** Erzählungen für Volk und Jugend. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

III. Reihenfolge.

1. **Wannenmacher, Fr. X., in der Fremde.** Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

2. **Horst, J. J., van der, aus Geschichte und Sage.** Erzählungen. Aus dem Holländ. von W. Thiele. Autoris. Uebers. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

3. **Kammerer, W., Ferdinand,** der **taubstumme Knabe.** Erzählung für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

4. **Wannenmacher, Fr. X., Leiden und Freuden des Lagerlebens.** Eine Erzählung aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

5. **Schnettler, Fr., Kinder werden Leute.** Eine Erzählung aus dem westfälischen Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

6. **Thompson,** der **Jude von Wien.** Eine historische Erzählung aus dem Revolutionsjahre 1848 für Volk und Jugend. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Steinbach. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

7. **Glaubrecht, J., das Mädchen von Grenoble.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neu zehnten Jahrhunderts. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

8. **Thiele, W., der Triumph des Glaubens,** oder: Bilder aus dem Leben einer amerikanischen Pflanzerfamilie. Aus dem Holländischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

9. **Steinbach, A., die Störche.** Eine Dorfgeschichte. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

10. **Schnettler, Fr., Ehre Vater und Mutter.** I. Der Sohn des Trunkenbolds. Erzählung. Mit vier Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

11. — — **Ehre Vater und Mutter.** II. Die Tochter der Waschfrau. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.